1,60 DM / Band 220
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Kampf mit der Mumie

John Sinclair Nr. 220

von Jason Dark

erschienen am 21.09.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Kampf mit der Mumie

Sie fanden ihn in einem gläsernen Sarg! Es war Radamar, ein großer Zauberer und Magier, der vor 4000 Jahren gelebt hatte und von seinen Landsleuten, den alten Ägyptern, hoch verehrt wurde. Man wußte so gut wie nichts über ihn, und es war ein Zufall, daß er überhaupt gefunden wurde. Man hätte ihn in seinem Land lassen sollen, dich er wurde nach England geschafft. Keiner der Archäologen wußte von seinem schrecklichen Geheimnis, das 4000 Jahre überdauert hatte und von dem unheimlichen Totengott Anubis selbst geschrieben worden war…

London stöhnte unter der ersten Hitzewelle des Jahres. Die warme Luft kam aus dem Süden und brachte eine Schwüle mit, die die Sterbequote der Herzkranken schlagartig in die Höhe trieb.

Ich hatte von diesem Wetter nicht viel gespürt, denn ich war zumeist in den klimatisierten Räumen des Yard-Rechenzentrums zu finden, wo ich einigen Leuten mit meinen Wünschen auf den Wecker fiel.

Immer noch ging es um Wikka und Jane Collins. Die Detektivin befand sich nicht nur in der Hand der Hexe, sie machte sogar noch mit. Sie war eine treue Dienerin geworden, seit dem Zeitpunkt, als der Geist des Rippers in ihren Körper gefahren war.[1]

Wir suchten nach einer Spur. Unser Hauptcomputer wurde eingeschaltet, und er hatte mir eine Liste aller bekannten Clubs und »Geheimbünde« erstellt, die es auf der Welt gab.

Das waren verdammt viele. Ich hatte die Papiere unter dem Arm und konnte mich an die Auswertung begeben, die sicherlich Tage dauern würde.

Da mir die andere Seite für so eine Arbeit kaum Zeit ließ, gab ich sie ab. Es gibt immer genügend Nachwuchsbeamte, die sich die Sporen verdienen wollen.

Ich fuhr ziemlich erschöpft nach oben. Unser Büro war schon leer.

Suko hatte den Laden verlassen, und auch Glenda war nicht mehr zu sehen.

Ich schaute auf die Uhr und stellte fest, daß wir schon eine Stunde nach Feierabend zählten.

Achtzehn Uhr.

Ich hatte so lange in dem Keller gesessen, das war mir überhaupt nicht aufgefallen. Aber jetzt spürte ich den Schweiß. Er drang aus meinen Poren wie das Wasser aus den Löchern der Duschdüse.

Feine Tropfen, die sich, sofort sammelten, zu Bächen wurden und an meinem Gesicht nach unten rannen. Mit dem Schweiß kam der Durst. Wenn ich die Augen schloß, sah ich ein großes Glas vor mir, gefüllt mit dem herrlichsten Bier auf der ganzen Welt.

Ich beschloß, daß diese Vision kein Traum bleiben sollte. Ein Bier konnte ich mir erlauben, ohne den Bentley stehen zu lassen. Aber in die Kneipe? Zuhause hatte ich auch Exportpils, und da konnte ich auch zwei Flaschen trinken.

Die Fahrt durch London wurde mal wieder zur Qual. Und das bei dem Wetter. Die Schwüle drückte auf das Gemüt der meisten Menschen. Autofahrer machten Fehler, die ihnen sonst nicht passiert wären, und ich schlidderte zweimal nur haarscharf an einem Unfall vorbei.

Natürlich bewegten sich auch meine Gedanken. Nicht nur um Jane Collins, die Hexe, sondern auch um das Thema Lupina. Sie lebte nicht mehr. Lady X hatte sie erschossen, und wir waren Zeugen gewesen.

Unvorstellbar noch vor einigen Monaten für mich, daß die Mitglieder der Mordliga damit begannen, sich gegenseitig auszurotten, aber Lady X hatte es uns vorgemacht. [2]

Lupina existierte nicht mehr. Neben Tokata und Mr. Mondo war sie das dritte Opfer. Dr. Tod mußte langsam zusehen, daß ihm etwas einfiel. Aber uns konnte es recht sein. Die Mordliga hatte uns schon zuviel Ärger und Sorgen bereitet. Wenn es sie nicht mehr gab, konnten wir aufatmen.

Länger als gewöhnlich dauerte die Fahrt nach Haus. Die Schwüle wurde durch die Abgase noch schlimmer. Man konnte die Luft kaum atmen, die zwischen den Häusern stand, und ich stöhnte befreit auf, als ich endlich den Bentley in die Tiefgarage lenkte.

Schmatzend rollten die Reifen über die geschwungene Einfahrt der großen, unterirdischen Garage. Ich fand meine Parktasche, sah allerdings Sukos Harley nicht, die dort immer stand.

Da fiel mir ein, daß der Chinese noch mit Shao zum Schwimmen wollte. Sollten sie, ich wollte eine Dusche und mein Bier.

Das Bier nahm ich zuerst. Eine halbe Flasche ging dabei drauf, so einen Durst hatte ich. Mit dem ersten Schluck verschwand das Zeug in meiner Kehle, und mir ging es schon wieder ein wenig wohler.

Nach der Dusche steigerte sich das Gefühl noch, bis der moderne Quälgeist, sprich Telefon, anschlug.

Erst wollte ich nicht abheben. Ich schenkte mir zuvor noch ein Glas voll und ging gemächlich auf den Apparat zu. Wahrscheinlich war es einer meiner Bekannten, und als ich mich gemeldet hatte, hörte ich ein hämisches Lachen.

Das war keiner der Bekannten. Innerhalb einer Sekunde schaltete ich um, und mein inneres Alarmsystem machte sich bemerkbar.

»Haben Sie so einen Spaß?« fragte ich.

»Ja, Mister.«

Die Stimme klang zischend, als würde der Unbekannte flüstern.

Er schien mir auch kein Engländer zu sein, denn er sprach einen seltsamen Dialekt, den ich trotz der zischenden Stimme noch heraushören konnte.

»Darf ich den Grund für ihre Freude erfahren?« wollte ich wissen und bemühte mich dabei, meiner Stimme einen heiteren Klang zu geben.

»Natürlich darfst du das, Geisterjäger. Du sollst ihn sogar erfahren. Es geht um das Totenfest. Heute wird es gefeiert. Alles ist vorbereitet, hörst du?«

»Welches Totenfest?«

»Du kennst es nicht?«

»Nein.«

»Oooh — ich hätte dir mehr zugetraut, Geisterjäger John Sinclair. Du kennst das Totenfest des großen Radamar nicht?«

»Was soll das überhaupt? Radamar? Wer ist das?«
»Einer, der sehr stark, aber tot ist«, lautete die komische Antwort.
»Also tot und stark«, murmelte ich. »Vielleicht untot?«
»Das überlasse ich dir, Geisterjäger.« Er lachte. »Ich hätte wirklich mehr von dir erwartet. Da bin ich besser, viel besser. Das kannst du mir glauben…«
Ich runzelte die Stirn. »Gern gebe ich zu, daß es Leute gibt, die besser sind als ich. Sogar die meisten, deshalb kannst du mich mit dieser Antwort nicht treffen…«
»Hüte dich, Geisterjäger! Radamar ist sehr stark. Er ist sogar noch stärker, als du angenommen hast.« Ein hämisches Lachen drang aus dem Hörer, und ich hatte Angst, daß der Kerl auflegte, ohne mir noch weitere Informationen gegeben zu haben, deshalb sagte ich schnell: »Warten Sie ab…«
»Ach, will sich der große Geisterjäger mit mir unterhalten?«
»Ich, ich finde es sehr interessant.«
»Und worum soll es gehen?«
»Ich denke da an das Totenfest. Wo findet es denn statt? Ich möchte gern Gast sein.«
»Ja, das wollen viele. Aber Radamar läßt nicht jeden zu.«
»Wer ist denn Radamar?«
»Ein besonderer Mann, der schon lange tot ist und zwischen Anubis und den Großen Alten vermittelte.«
Mich trieb es fast gegen die Decke. Anubis, das war altägyptisch.
Anubis hieß der Herr der Unterwelt. Als ein Schakal war er oft auf den alten Wandreliefs in den Pyramiden zu sehen. Und jetzt höre ich seinen Namen im Zusammenhang mit den Großen Alten. Gab es da eine Verbindung? Der Unbekannte mußte mehr wissen, und plötzlich war ich an dem Telefongespräch mehr als interessiert.
»Sind Sie noch da?« fragte ich.
»Natürlich.«
»Gut, dann können Sie mir sicherlich sagen, wo ich Anubis finden kann oder nicht?«
»Nein.«
»Schade. Aber wie ist es mit Radamar?«
»Ihm zu Ehren wird das Totenfest gefeiert. In der nächsten und übernächsten Nacht.«
»Wo denn?«
»Auf einem Schiff. Es liegt hier in London. Fahre in den Hafen, da wirst du es finden.«
»Und wie heißt das Schiff?«
»Alexandria, Geisterjäger. Merke dir den Namen. Das Schiff heißt Alexandria.«
»Dann brauche ich nur noch zu wissen, wie du dich nennst.

Schließlich kennst du auch meinen Namen.«

»Nenne mich den Joker.«

»Mehr nicht? Das ist kein Name.«

»Doch, Geisterjäger. Ich sage zu dir ja auch nicht Sinclair, sondern nenne dich einfach…« Da war die Verbindung plötzlich unterbrochen. Die nächsten Worte rief ich in eine leere Leitung.

Ich schaute nachdenklich den Hörer an und ließ ihn langsam auf die Gabel sinken.

Joker hatte er sich genannt. Wirklich seltsam. Ich hatte mal mit einem Joker des Teufels zu tun gehabt, das war lange her, und ich glaubte nicht, daß es zwischen dem Joker hier und dem damals eine Verbindung gab.

Interessant hatte der Anruf geklungen. Irgend etwas schien sich da anzubahnen, von dem ich bisher noch keine Ahnung gehabt hatte. Aber was?

Da waren einige Begriffe gefallen. Anubis, die Großen Alten und vor allen Dingen Radamar. Hinzu kam das Totenfest und letztlich auch das Schiff mit dem Namen Alexandria. Dies schien mir die erfolgversprechendste Spur zu sein.

Ob ein Schiff mit diesem Namen im Hafen lag, war leicht herauszufinden. Ich brauchte nur bei der entsprechenden Behörde anzurufen und hoffte, daß es dort auch einen abendlichen Notdienst gab, denn normalerweise hatten die Beamten der Hafenbehörde schon Feierabend.

Telefonbücher hatte ich auch zu Hause. Während des Telefonats war ich wieder ins Schwitzen gekommen. Die Schwüle lag wie Blei in meiner Wohnung. Manchmal hatte ich das Gefühl, die Luft anfassen zu können, so dick kam sie mir vor.

Ich holte mir ein entsprechendes Buch hervor, suchte die Nummer der Hafenbehörde und wählte.

Jemand hob ab.

Als ich meinen Wunsch vortrug, zeigte sich der Mann nicht zuständig, verband mich allerdings weiter. Auch da wollte man nicht mit einer Auskunft herausrücken, weil man erst noch rückfragen wollte, ob tatsächlich ein gewisser Oberinspektor John Sinclair angerufen hatte.

Der Rückruf erfolgte, ich hob ab, hörte die Entschuldigung des Mannes und bekam die Informationen.

Aus Ägypten war ein Frachter namens Alexandria vor zwei Tagen in den Londoner Hafen eingelaufen.

»Und was hat das Schiff geladen?« fragte ich.

Ich hörte das Rascheln von Papier. Der Mann am anderen Ende der Leitung schaute nach. »Baumwolle.«

»Ist das überprüft worden?«

»Ja, der Zoll hat keine Bedenken. Er hat seinen Stempel auf die Papiere gedrückt.«

»Kennen Sie den Namen des Kapitäns?«

»Moment, Sir, er steht auch hier. Der Mann heißt Ahab Radamar!«

Ich schluckte. Das war in der Tat eine Überraschung. Hatte der unbekannte Anrufer nicht von einem toten Radamar gesprochen?

Natürlich, aber nun hörte ich, daß der Kapitän so hieß.

Seltsam, wirklich sehr seltsam… »Ist noch etwas, Sir?«

»Ja, wie lange will die Alexandria noch im Hafen liegen?«

»Das ist uns nicht bekannt. Jeder Tag kostete allerdings Geld. So reich wird der Reeder auch nicht sein. Ich nehme an, daß die Alexandria morgen wieder in See stechen wird.«

»Ja, das kann sein. Auf jeden Fall bedanke ich mich für Ihre Auskünfte.«

»Gern geschehen.«

Ein wenig schlauer war ich geworden. Trotzdem blieben noch mehr Rätsel, als mir lieb war. Radamar hieß der Kapitän. Das war eine seltsame Sache. Gab es vielleicht zwischen ihm und dem geheimnisvollen Toten mit dem gleichen Namen eine Verbindung? Möglich war es, wenn nicht sogar sicher. Um aber hundertprozentig überzeugt zu sein, mußte und wollte ich mir diesen geheimnisvollen Radamar erst einmal anschauen.

Und dazu mußte ich auf das Schiff…

***

Das Ächzen hörte sich an, als läge ein vorsintflutliches Tier im Sterben. Es erfüllte den gesamten dunklen Lagerraum. Kein Lichtstrahl drang durch die Schotten. Niemand außer den wenigen Eingeweihten sollte sehen, was sich dort unten aufhielt.

Es war das Grauen…

Zurückgekehrt aus einer unheimlichen, fernen Vergangenheit, zum Leben erweckt und bereit, sich wieder auf eine schreckliche Art und Weise in Erinnerung zu rufen.

Das Ächzen wiederholte sich mehrere Male. Man konnte glauben, daß das Unheimliche aus dem Gefängnis heraus wollte, aber noch war die Zeit nicht reif. Noch brauchten seine Diener die Stunden, um alles vorzubereiten, denn in der Nacht sollte das große Totenfest starten.

Dann kam er frei…

So lag und schmachtete er in seinem Gefängnis, das ihn auf der langen Reise beherbergt hatte. Es war abgedeckt. Er sollte von keinem gesehen werden, und auch als hoch über ihm eine Luke geöffnet wurde und Licht in den Stauraum fiel, war von ihm nichts zu sehen.

An der Luke erschienen zwei Gesichter. Stimmen flüsterten.

»Da liegt, er«, sagte der eine.

Das bärtige Gesicht des zweiten Mannes verzog sich zu einem scharfen Grinsen. »Bald kann er aufstehen.«

»Ja, es ist sein Fest.«

»Und die Sicherung?« fragte der eine.

Eine akustische Antwort bekam er nicht. Statt dessen wurde die Klappe noch weiter aufgestellt, so daß die eintretende Lichtfülle stärker in den Stauraum fiel.

Jetzt war noch etwas anderes zu sehen. Etwa zwei Yards über dem geheimnisvollen Gegenstand war ein Netz gespannt. Es zog sich quer durch den Lagerraum, war dünnmaschig, aber dennoch sehr stabil.

Und es war nicht leer, denn die beiden Beobachter sahen an einigen Stellen das Zucken der gefährlichen kleinen Leiber mit dem langen Giftstachel an den Hinterteilen.

Es waren Skorpione…

***

Umgezogen hatte ich mich, denn trotz der kalten Dusche war ich wieder ins Schwitzen gekommen. Aus einem gemütlichen Feierabend wurde also nichts. Wahrscheinlich hatte ich wieder einen brisanten Fall am Hals.

Der Weg zum Hafen war mir bereits in Fleisch und Blut übergegangen. Zu oft hatte ich schon in dieser Ecke zu tun gehabt. Häfen sind eigentlich überall in der Welt gleich. Dort wird nicht nur hart gearbeitet, sondern auch dem anderen Extrem gefrönt.

Licht und Schatten liegen an keiner Stelle so dicht nebeneinander wie im Hafen.

Verbrecherbanden, Prostitution, Rauschgift, Überfälle, gefährliche Bars und Kneipen — all das fand man dort im Schatten der am Kai liegenden Schiffe.

Man sah den Hafen nicht, man roch ihn schon vorher. Ich hatte das Fenster auf der Fahrerseite nach unten fahren lassen. Die Luft wehte in den Wagen. Sie war erfrischender als der Benzingestank in der City, und sie roch nach Salz, nach Feuchtigkeit und nach der Weite des Ozeans. Die Möwen, die über den Masten der Schiffe ihre Kreise zogen, gehörten ebenfalls zum Bild des Hafens.

Von den großen parallel laufenden Straßen zweigten kleinere ab.

Wie lange, breite Finger führten sie den Kais und Piers entgegen, den Trockendocks und den Arbeitsplätzen der Stauer, wo gewaltige Kräne und Winden standen, die manchmal noch die Masten der Schiffe überragten.

Ein faszinierendes Bild, in das nur Hektik und Arbeit hineinpaßte.

Einen ruhigen Hafen konnte ich mir nicht vorstellen. Ich mußte dorthin, wo auch Überseefrachter anlegten. Da befanden sich die größten Becken, die man speziell für diese Schiffe geschaffen hatte,

damit sie be- und entladen werden konnten.

Das rauhe Kopfsteinpflaster war ebenfalls typisch. Die breiten Reifen meines Silbergrauen schmatzten darüber hinweg. Ich fuhr durch eine schmale Straße. Links befand sich eine Ziegelsteinmauer, rechts ein Gebäude, das einige Kneipen und Bars beherbergte.

Von außen sah es mir wie eine Fabrikhalle aus. Die Türen der zwielichtigen Lokale standen offen, und Nutten, mehr nackt als angezogen, lehnten lässig und auf Kunden wartend an den Wänden.

Wenig später erreichte ich das Gebiet der großen Anlegepiers.

Meinen Wagen wollte ich am Gebäude des Zollamts parken.

Dahinter führten auch die Schienen der Hafenbahn vorbei.

Das Zollamt kannte ich: Untergebracht waren die Büros in einem grauen Steinkasten. Hier wurde auch abends gearbeitet. Als ich ausstieg, hörte ich das Klappern zahlreicher Schreibmaschinen.

Die Geräusche drangen durch die offenen Fenster.

Gegenüber befand sich der Pier. Mehrere Schiffe lagen dort. Eins davon mußte die Alexandria sein. Man hatte mich beobachtet, wie ich meinen Wagen abstellte. Da es kein öffentlicher Parkplatz war, kam ein Beamter, der mich vertreiben wollte.

Mein Ausweis beruhigte ihn. Dann fragte ich den Mann nach der Alexandria.

Er deutete an dem ersten Schiff vorbei auf das zweite. »Dort sind Sie richtig, Sir.«

»Ich danke Ihnen.«

»Ist mit dem Kahn irgend etwas nicht in Ordnung?« wollte er noch wissen.

»Alles klar. Mein Besuch ist gewissermaßen privat.«

»Ach so…«

Ich ließ den Mann stehen. Es wurde noch immer hektisch gearbeitet. Nicht bei der Alexandria, aber an dem Schiff, das dahinter lag. Ein großer Kran holte Paletten mit japanischen Autos aus dem gewaltigen Bauch des Frachters.

Ich hatte es nicht sehr eilig, bis zu meinem Ziel zu gelangen. Der Kahn lief mir schon nicht weg. Eine Jakobsleiter brauchte ich nicht zu erklimmen, sondern konnte ziemlich bequem über ein Fallreep hinaufgehen, das an beiden Seiten durch ein Seil gesichert war.

Von der Besatzung hatte ich bisher noch keinen an Bord herumturnen sehen, das änderte sich allerdings, als ich den weiß angestrichenen Frachter betrat. Kaum hatte ich einen Fuß auf das Deck gesetzt, sah ich mich einem bärtigen Mann gegenüber, der mich aus dunklen Augen mißtrauisch musterte. Er trug die Uniform eines Offiziers, der Kapitän war er allerdings nicht.

»Sie wünschen?« fragte er. Sein Englisch klang hart. Es hörte sich fast so an, wie das des geheimnisvollen Jokers, der mich angerufen hatte.

Ich lächelte erst einmal. So ein Lächeln räumt oft schon erste Schwierigkeiten aus dem Weg. »Ich hätte gern mit Kapitän Radamar gesprochen.«

»In welcher Angelegenheit?«

»Das möchte ich dem Kapitän persönlich sagen.«

»Wer sind Sie?«

»Oberinspektor Sinclair?«

Zuckte er nicht zusammen, als ich meinen Dienstgrad nannte? Ja, fast sah es so aus. Der Mann senkte zudem noch die Augenlider, und seine Hände ballten sich zu Fäusten. Dann hob er fast ruckartig den Kopf und blickte mich wieder an. »Der Zoll war bereits hier. Mit unserem Schiff ist alles in Ordnung.«

»Ich komme auch nicht vom Zoll. Mein Besuch ist eher privat. Kann ich den Kapitän nun sprechen oder nicht?«

»Warten Sie hier.« Er ließ mich stehen und verschwand hinter den Aufbauten.

So prächtig und sauber das Schiff auch äußerlich war, es gefiel mir trotzdem nicht. Die Reaktion des Offiziers hatte mir gezeigt, daß man hier nicht versessen darauf war, die Polizei an Bord zu haben. Anscheinend hatten sie kein reines Gewissen, und ich war gespannt, wie es weitergehen würde. Zudem entdeckte ich einige Männer der Besatzung. Sie hielten sich im Hintergrund auf, taten zwar beschäftigt, aber sie ließen mich nicht aus den Augen.

Ein merkwürdiges Schiff und eine merkwürdige Besatzung, wie ich feststellen konnte. Ich war gespannt, wie der Kapitän darauf reagierte. Zunächst ließ man mich warten. Ich hörte über mir das Schreien der Möwen, warf auch einen Blick auf das Zollhaus und über das graue Wasser, auf dem zahlreiche Boote und Schiffe ihre Kreise zogen.

Endlich kam der Mann zurück. »Der Kapitän erwartet Sie, Mister.«

»Danke. Und wo?«

»In seiner Kabine.«

Dazu mußten wir unter Deck. Als ich in den Bauch des Schiffes eintauchte, wurde mir ein wenig komisch zumute. Für die Augenwelt war ich jetzt verschwunden. Hier unten konnte man mich unbemerkt verschwinden lassen.

Trotz der Hitze lief ein Frösteln über meinen Rücken, und ich war gespannt, wie sich die Lage weiterhin entwickelte und ob der geheimnisvolle Joker recht gehabt hatte.

Sollte hier wirklich das Totenfest gefeiert werden? Anzeichen dafür entdeckte ich nicht. Alles sah sehr normal aus, wie auf jedem Schiff dieser Größe.

Auch unter Deck war es sauber. Wir wandten uns der Bugseite zu, denn gegenüber, wo es zum Heck des großen Frachters ging, warnten Schilder. Dort befanden sich die gewaltigen Fracht- und Stauräume.

Ich sah Eisentüren und Leitern, die an den Seiten der Lagerräume in die Höhe kletterten.

Noch ein Deck tiefer mußten wir klettern, um uns dem Heiligtum des Schiffes zu nähern. Dem Kapitänsbereich. Der Bartträger schritt schweigend neben mir her. Auf seiner Stirn glitzerten kleine Schweißtropfen. An der Wärme konnte es nicht liegen, denn unter Deck und gerade in diesem Bereich des Schiffes arbeitete fast lautlos eine gute Klimaanlage, die die Temperatur konstant hielt.

An einer Tür klopfte der Mann, und ich vernahm ein ziemlich ungnädiges Brummen.

Allerdings faßte mein Begleiter dies als Eintrittssignal auf und öffnete.

Hinter der Tür lag ein Raum, in dem sich auch ein Ölscheich wohlgefühlt hätte. Die Wände waren mit edlen Hölzern getäfelt.

Sitzelemente bestanden aus Leder, und eine gut gefüllte Bar deutete daraufhin, daß es der Kapitän wohl mit seinem mohammedanischen Glauben nicht sehr genau nahm.

Eine der vielen Lampen strahlten den Mann an, der sich lässig hinter seinem Schreibtisch erhob und noch einige Papiere zur Seite legte, bevor er mich mit einem Kopfnicken begrüßte.

Auch seine Uniform war schneeweiß. Kein Stäubchen lag auf dem Stoff! Der Mann erinnerte mich an den Filmschauspieler Omar Sharif. Auch er hatte die großen Augen, das dichte, dunkle Haar, den Schnauzbart, nur war das Gesicht des Kapitäns nicht so weich, sondern ein wenig härter geschnitten.

»Sie sind also dieser Polizist?« fragte er zur Begrüßung, während hinter mir mein Begleiter die Tür von außen schloß.

»Ja, das bin ich. Mein Name ist John Sinclair. Ich komme von Scotland Yard.«

Radamar lächelte. »Damit wären die Fronten abgesteckt, und ich darf Sie bitten, Platz zu nehmen. Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten, Mr. Sinclair? Mit der Polizei des Gastlandes sollte man sich immer gut stellen.«

»Ja, das ist klug.«

»Sag ich doch.« Er nahm mir gegenüber Platz und schlug lässig die Beine zusammen, wobei die Bügelfalte scharf wie ein Messerrücken aus dem Stoff stach.

Zu trinken nahm ich nichts, sondern kam gleich zur Sache. »Sie haben einen seltsamen Namen, Herr Kapitän.«

»Für Sie als Europäer vielleicht, aber in Ägypten ist er nicht so selten.«

»Er ist alt, nicht?«

»Das allerdings.«

»Dann gab es ihn schon zur Zeit der Pharaonen?«

»Auch das. Sogar ein berühmter Magier aus dem alten Ägypten trug diesen Namen.«

»Ist er nicht vergessen worden?« hakte ich nach.

Der Kapitän lachte. »Wo denken Sie hin, Mr. Sinclair? Wir haben eine so glutvolle Geschichte hinter uns, daß wir nichts, aber auch gar nichts vergessen können. Unsere Vorfahren, und das behaupte ich immer, waren schlauer und intelligenter als die Menschen heutzutage. Dies in entsprechender Relation gesehen.«

»Da mögen Sie recht haben. Ich denke da nur an die Totenkulte der alten Ägypter.«

»Sie zeigen sich gut informiert.«

»Das muß ich sein, denn ich wollte Sie fragen, ob es um Radamar auch einen Totenkult gibt?«

Der Kapitän legte seine Stirn in Falten. »Und wenn es so wäre, würde es Sie stören?«

»Das kommt ganz darauf an, wie schlimm dieser Totenkult damals gewesen ist.«

Aus einem blauen Kasten nahm der Ägypter eine flache Orientzigarette und zündete sie mit einem goldenen Feuerzeug an. »Ja, es gab um ihn einen Totenkult, denn Radamar war ein besonderer Mann. Die alten Götter haben ihn mit Gaben gesegnet, von denen wir heute nur noch träumen können. Er beherrschte die Seelenwanderung, und es ist ihm auch gelungen, mit Anubis Kontakt aufzunehmen.«

»Das heißt, er war im Totenreich.«

»Genau.« Der Kapitän paffte einige Rauchwolken. »Ich sehe Sie überhaupt nicht spöttisch lächeln. Die meisten reagieren so, wenn ich ihnen die Geschichte erzähle.«

»Vielleicht glaube ich sie.«

»Das wäre eine ausgesprochene Rarität.« Ahab Radamar nickte versonnen. »Ja, er ist schon eine ausgesprochene Rarität, und ich bin stolz darauf, seinen Namen tragen zu dürfen, denn er allein war der Bote zwischen dem Diesseits und dem Jenseits und gehörte auch zu den Käfergöttern, denn er wurde einmal von einem Skorpion gebissen, was ihm aber nichts ausmachte. Im Gegenteil, er erstarkte sogar.«

Käfer war wieder ein Stichwort. Ich erinnerte mich noch gut an das Abenteuer mit den Sylphen, den Höllenkäfern aus dem alten Ägypten. Damals hatte ich zusammen mit Suko und unserem indischen Freund Mandra Korab gegen diese Bestien gekämpft.[3]

Gab es vielleicht Verbindungen?

»So nachdenklich?« fragte der Kapitän.

»Ja, Sie sprachen von Käfern. Denken Sie da vielleicht an die Sylphen?«

Er lächelte schmal. »Ich bin erstaunt darüber, was Sie alles wissen, Mr. Sinclair. Aber an die Sylphen dachte ich nicht, mehr an die

Skorpione.«
»Und was haben sie mit Radamar zu tun?«
»Sehr viel sogar. Er war oder ist ihr Herr. Sie gehorchen ihm einfach.«
»Auch heute noch?«
»Sicher.«
»Einem Toten?« fragte ich schnell.
»Möglich…«
»Warum geben Sie keine konkrete Antwort, Herr Kapitän? Ist es vielleicht möglich, daß Radamar noch lebt und Sie mehr über ihn wissen, als Sie hier zugeben wollen?«
Er beugte sich vor, streckte seinen Arm aus und streifte behutsam die graue Asche ab. »Aus welchem Grund sind Sie gekommen, Mr. Sinclair? Ich habe aus reiner Höflichkeit bisher noch nicht nach dem Grund gefragt. Jetzt möchte ich es tun. Ich habe das Recht dazu, denn Sie befinden sich nicht mehr auf englischem Boden, sondern auf ägyptischem. Und hier habe ich die Befehlsgewalt.«
»Die Frage habe ich erwartet. Eine Antwort werden Sie auch bekommen. Mir geht es um Radamar. Ich möchte nicht, daß durch ihn oder seine Mitwirkung plötzlich etwas Schreckliches geschieht, dem wir keinen Einhalt bieten können. Ich will es klar ausdrücken. Ich rechne mit der Totenmagie Ihrer Ahnherren!«
War sein Gesicht bei meinen ersten Worten kühl und abweisend gewesen, so zeigte es jetzt einen spöttischen Ausdruck. »Gehen Sie da nicht etwas zu weit, Mr. Sinclair?«
»Auf keinen Fall. Ich weiß, wie gefährlich Schwarze Magie werden kann, und ich kenne auch die Totenkulte Ihrer Vorfahren. Hüten Sie sich, die alten Riten wieder auferstehen zu lassen.«
»Aber Radamar ist eine Mumie. Er liegt in einem Sarkophag. Er kann nichts mehr tun.«
»Auch sein Geist nicht?«
»Der ist eingegangen in die alte Totenwelt meiner Ahnen.« Er schaute mich aus seinen großen, dunklen Augen an, als wollte er mich hypnotisieren.
»Dann findet die Totenfeier ihm zu Ehren in der folgenden Nacht also nicht statt?« Das war eine, wichtige Frage für mich, und ich war wirklich gespannt, wie der Kapitän reagierte.
Zuerst saugte er an seiner Zigarette. Dann schloß er den Mund und ließ den Rauch durch die Nasenlöcher ausströmen. »Sie wissen ziemlich viel, Mr. Sinclair.«
»Das gehört zu meinem Job.«
»Auch die Totenkulte der alten Ägypter?«
»Unter anderem.«
Er nickte, als sähe er sich bestätigt. »In London scheint es wohl zu

wenig Verbrecher zu geben, so muß sich die Polizei um Dinge kümmern, die sie eigentlich nichts angeht.«

»Mich gehen die Dinge etwas an«, erwiderte ich scharf. »Ich weiß, wie grausam diese Totenkulte waren, und wenn sie eine blutige Auferstehung feiern wollen, werde ich das verhindern. Darauf können Sie sich verlassen, Kapitän Radamar!« Es waren Worte, die er hoffentlich begriffen hatte und nach denen er sich richten würde.

»Damit halte ich das Gespräch für beendet«, sagte er und stand auf. Die Höflichkeit war verschwunden.

Ich blieb sitzen. »Etwas möchte ich Ihnen noch mitteilen. Verlassen Sie London noch vor Einbruch der Dunkelheit. Es ist besser für Sie und für uns.«

»Sie nehmen sich sehr viel heraus, Sinclair.«

»Meine Vollmachten reichen weit.« Jetzt erhob auch ich mich.

»Ich gebe Ihnen genau zwei Stunden Frist, dann hat Ihr Schiff den Hafen hier zu verlassen.«

»Ich habe verstanden.« Er deutete zur Tür.

Die zwei Stunden Frist wollte ich nutzen, um mit den Kollegen vom Zoll über die Alexandria zu reden. Irgendein Geheimnis mußte sich hier an Bord befinden. Die Kollegen durchsuchten normalerweise jedes Schiff, das einlief. Und vielleicht hatten sie irgend etwas entdeckt, was mich auf die Spur dieser Mumie Radamar brachte.

An der Tür blieb der Kapitän stehen und machte eine ausladende Handbewegung, die er mit dem Wort »Bitte« unterstrich.

»Denken Sie an die beiden Stunden«, sagte ich und öffnete.

»Natürlich.«

Inzwischen hatte ich aus schlechten Erfahrungen gelernt und war vorsichtig geworden. So einfach wollte ich nicht aus der Kabine stürmen. Ich blieb vorsichtig, schaute hinter der Tür nach rechts und links, sah allerdings keine Mitglieder der Besatzung. Nur der Bärtige stand wie ein Zinnsoldat.

»Mr. Sinclair will gehen«, sagte der Kapitän. »Sie wissen Bescheid, Osmin!«

»Natürlich.« Er nickte mir zu. »Kommen Sie.«

Ich hielt mich wieder an seiner Seite. Dabei sah ich seinem Gesicht an, daß es für mich keinen Zweck hatte, ihn über den Kapitän und die Fracht des Schiffes auszufragen. So wie er aussah, würde er mir sowieso keine Antwort geben.

Wir gingen fast den gleichen Weg wieder zurück. Allerdings stiegen wir an einer anderen Stelle des Schiffsbauchs dem Deck entgegen. Da es in die Höhe ging, dachte ich mir nichts dabei und folgte dem Offizier.

Helle Lichtstreifen fielen durch Öffnungen, trafen uns, so daß ich alles besonders gut erkennen konnte. Bequem war der zweite Weg

nicht, denn die schachtähnliche Öffnung verengte sich noch, so daß ich gerade mit den Schultern hindurchpaßte. Der Kopf folgte.

Das kalte Gefühl auch. Es setzte sich in meinem Nacken fest und deutete auf eine Gefahr hin.

Ich wurde schnell, schoß förmlich aus der Luke und sah mich von mehreren Männern umringt.

Der bärtige Osmin stand zwischen ihnen. Er grinste jetzt. Nur seine Augen nicht. Sie blieben kalt und gefühllos, dabei taxierten sie mich wie die Schlange das Kaninchen.

Ich atmete tief durch. »Ein nettes Begleitkommando«, kommentierte ich und ließ meine Blicke über die sechs angetretenen dunkelhäutigen Männer schweifen.

Mir fiel auf, daß sie ihre Arme hinter ihren Rücken verschränkt hielten. Das hatte seinen Grund, denn auf ein Kommando des bärtigen Osmin hin, schwenkten sie die Arme herum, und ich schaute in die Mündungen der sechs Revolver, die auf mich gerichtet waren.

Doch eine Falle!

Ich war vorsichtig gewesen, mein Gefühl hatte mich nicht getrogen, aber die anderen hätten mich immer bekommen, das stand fest. Eine Hetzjagd über das Schiff — für mich war es ja unbekanntes Terrain — hätte ich nicht überstanden.

Die Mündungen glotzten mich wie stählerne Augen an, und allmählich breitete sich der Druck in meinem Magen aus. Eine Weile standen wir da, bis Osmin das Wort übernahm.

»Du warst ein wenig zu neugierig, Bulle«, erklärte er mir. »Das ist dein Pech. Zudem wolltest du unbedingt Radamar kennenlernen. Diese Chance kannst du bekommen. Los, schafft ihn weg!«

Ich bekam den Befehl, vorzugehen. Dann trat Osmin hinter mich, und er machte es verdammt geschickt. Seine Hände wußten genau, wo sie zu suchen hätten. Im Nu war ich meine Beretta los.

Den Dolch, das Kreuz und die Gemme ließ man mir. Es interessierte die Männer nicht.

Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie sich Osmin das Kreuz anschaute.

»Ein wirklich seltenes Stück«, sagte er. »Und mit besonderen Zeichen versehen. Sogar das Ankh ist dabei. Du hättest uns damit gefährlich werden können.« Er lachte rauh. »Aber jetzt ist es vorbei.«

Sie führten mich schräg über das breite Deck und eskortierten mich dabei wie einen Gefangenen, den man zur Hinrichtung führt.

Wie ein Delinquent kam ich mir auch vor, denn die Typen mit den Pistolen in den Händen würden kein Pardon keimen.

Rechterhand konnte ich in den Hafen schauen. Ich sah die anderen Schiffe am Kai liegen und darüber den wolkenlosen Himmel, der tagsüber blau gewesen war, jetzt in den frühen Abendstunden langsam

eine graue Farbe annahm, ein Zeichen, daß die Dämmerung nicht mehr lange auf sich warten ließ.

Der größte Teil des Decks war leer, darunter lagen die Stau- und Lagerräume. Nur Lüftungsrohre ragten wie gekrümmte, weiß angestrichene, moderne Lampen ohne Glühbirnen hervor. Hier und da sah ich auch die Umrisse einer Luke.

Und vor so einer Luke mußte ich stehenbleiben. Einer meiner Bewacher löste sich aus dem Verbund, bückte sich und öffnete sie. Ich schaute in ein düsteres Rechteck, durch das zwar Helligkeit fiel, die sich allerdings rasch innerhalb des Stauraums verlor.

Ein Grund war nicht zu erkennen. Allerdings hatte ich mir vor dem Betreten des Frachters über die Höhe meine Gedanken machen können, und die waren nicht eben positiv. Wenn ich in die Tiefe sprang, brach ich mir auf dem Grund mindestens fünf Knochen, wenn nicht noch mehr.

Und hinter mir richteten die Männer die Mündungen der Pistolen auf meinen Rücken.

Zwei Möglichkeiten hatte ich. Entweder ließ ich mich erschießen oder kam durch den Aufprall um.

Osmin stieß ein Geräusch aus, das wohl ein Lachen sein sollte.

Mich erinnerte es eher an ein Glucksen. Dann fragte er mit hämischer Stimme: »Willst du eine Kugel oder springen?«

»Keines von beiden«, erwiderte ich mit belegter Stimme.

»Dann sollen die Männer schießen!«

Das war kein Spaß, deshalb sagte ich schnell: »Okay, ich springe!« Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als ich mich schon fallen ließ und von der Tiefe des Schiffsbauchs geschluckt wurde…

***

Es war wie bei einem Dimensionssprung. Dieses plötzliche Fallen, das Gefühl der Angst, die wie mit starken Händen das Herz umklammert und einem die Luft abschnürt, aber doch war dieser Fall anders. Er ging nicht über in ein Gleiten, in dieses weiche, fast mühelose Schweben, wie ich es bei Dimensionssprüngen erlebt habe, sondern wurde noch schneller, rasender.

Wann erfolgte der Aufschlag?

Jetzt!

Ich hatte mit dem harten Aufprall gerechnet, mit Knochenbrüchen, den Schmerzen, der Bewußtlosigkeit, vielleicht auch mit dem endgültigen Tod.

Das meiste blieb aus.

Ich wurde zwar auch durchgeschüttelt und spürte den Widerstand, gleichzeitig jedoch schleuderte mich irgend etwas wieder in die Höhe und dann zurück.

Abermals prallte ich auf, wurde wieder in die Höhe geworfen, fiel auf den Rücken, und das Spiel begann von vorn. Diesmal allerdings nicht so stark und kräftig.

Erst jetzt arbeitete mein Gedankenapparat wieder normal.

Obwohl ich nichts sehen konnte, wurde mir klar, daß ich nicht auf dem Boden des Stauraums gelandet war, sondern darunter, auf einer nachgiebigen Unterlage, und meine tastenden Finger krallten sich in irgendwelche Maschen fest.

Ein Netz!

Ja, das war es. Unter mir schwebte ein Netz, ähnlich wie im Zirkus, wenn Trapezkünstler ihre waghalsigen Darbietungen einem staunenden Publikum vorführen.

Das Netz hatte mich gerettet!

Dieser Gedanke währte allerdings nur zwei Sekunden, denn ich fragte mich, ob ich wirklich gerettet war, so wie ich in diesem seltsamen Netz hing oder ob ich nicht doch vom Regen in die Traufe gekommen war, denn das schien mir eher der Fall zu sein.

Aus lauter Menschenfreundlichkeit hatten die Ägypter das Netz sicherlich nicht innerhalb des gewaltigen Stauraums aufgespannt.

Damit bezweckten sie etwas.

Erst einmal wartete ich ab, bis sich die Schwingungen des Netzes beruhigt hatten, und ich blieb auch still liegen. Ein schwaches Nachzittern war noch immer vorhanden, es hörte allerdings auf, als ich mich dazu zwang, völlig ruhig zu bleiben.

Ich hörte mein Herz klopfen, atmete flach und versuchte, mich auf Geräusche zu konzentrieren. Diese Mühe hätte ich mir sparen können, denn es gab sie nicht.

Mich umgab die absolute Stille. Auch über mir, wo man die Luke längst geschlossen hatte, war kein Laut zu hören. Niemand ging über das Deck. Alles war von einer nahezu unheimlichen Stille umgeben, die mich trotz der herrschenden Hitze frösteln ließ.

Wollte man mich wirklich für die nächsten Stunden allein in diesem Netz liegenlassen. Ein verdammt aufwendiges Unterfangen, wie ich fand, und ich konnte auch nicht daran glauben. Daß man das Netz gespannt hatte, mußte einen Grund haben, den ich auch herausfinden wollte.

Schon oft hatte ich mich in gefährlichen Situationen befunden, wobei ich diese hier nicht einmal als so gefährlich einstufte, denn mein Leben wurde nicht unmittelbar bedroht.

Bis ich das Geräusch vernahm. Seltsame Laute, die sich anhörten, als würde etwas aneinanderschaben. Zwei Gegenstände, die sich rieben. Es war zwar nicht laut, aber in der Stille drang es trotzdem an meine Ohren.

Was konnte das nur sein?

Ich konzentrierte mich auf das Geräusch und hoffte, daß es sich wiederholen würde.
Ja, abermals vernahm ich es.
Und es hatte sich — so glaubte ich — schon etwas lauter angehört. Also war es nähergekommen.
Man hatte mir zwar einen Teil der Waffen abgenommen, aber nicht meine kleine Bleistiftleuchte. Was sie mir in der Vergangenheit schon für Dienste geleistet hatte, war unbeschreiblich. Ich ließ meine gestreckte Hand in die Hosentasche gleiten, holte die Lampe hervor und knipste sie an.
Schräg stach der dünne Lichtfinger in die Luft. Er traf einen Teil des Netzes, und einige Maschen dort blitzten silberfarben auf. Die Geräuschquelle fand ich nicht.
Deshalb senkte ich den Arm, leuchtete weiter nach unten und auch nach vorn, denn aus dieser Richtung war das seltsame Schaben aufgeklungen.
Der Lichtfinger fand ein Ziel!
Ich hielt den Atem an, als ich es sah, was da so gegeneinandergerieben hatte, das waren die Körper zweier Skorpione!
Von wegen keine Lebensgefahr. Schlagartig fiel mir ein, was man sich von diesen Tieren erzählte. Wen sie mit ihren Stachel trafen und Gift in die Adern spritzten, der war in den meisten Fällen verloren, falls kein Gegenmittel rasch zur Hand war. Und das hatte ich nun mal nicht bei mir.
Zwei Skorpione hatten sich durch das Schaben ihrer Panzer verraten. Sie waren so groß wie eine Faust, und ich konnte von Glück sagen, daß ich nicht in ihrer unmittelbaren Nähe gelandet war. Aber waren nur die beiden Skorpione in meiner Nähe?
Das wollte ich nicht glauben, deshalb richtete ich mich auf, brachte das Netz dadurch ins Schwanken, schuf an der linken Seite sogar eine schiefe Ebene und sah, wie sich der eine Skorpion nicht schnell genug festklammerte, das Übergewicht bekam und eine Armlänge nach unten purzelte, bevor er sich wieder gefangen hatte.
Ich schwenkte jetzt die Lampe im Kreis und drehte meinen Körper gleichzeitig mit.
Mein Atem stockte.
Nicht nur zwei Skorpione bekam ich zu Gesicht, sondern zwölf oder fünfzehn. So genau konnte ich sie in der Eile nicht zählen.
Und sie hatten mich eingekreist, wobei sie sich allerdings bewegten und sternförmig auf mich zukamen…

***

Knapp, sogar sehr knapp saß dieses weiße Etwas, das sich sehr wohl von der leicht gebräunten Haut des Mädchens abhob.

Zahlreiche Augenpaare starrten zu ihr hoch, wie sie auf dem Sprungbrett stand und die beiden Arme hochhob, so daß sich ihr schlanker, biegsamer Körper noch mehr streckte. Ja, sie war eine Augenweide. Hinzu kam noch das fremdländische Gesicht mit der leichten Mongolenfalte um die Augen.

Eine Chinesin stand auf dem Sprungbrett. Ihr Name: Shao.

Gleichzeitig Partnerin und Freundin von Suko, der am Beckenrand wartete und wie viele andere in die Höhe schaute, wobei er mit einigen Worten Shaos Haltung korrigierte.

»Noch etwas mehr nach rechts. Ja, so ist es gut. — Nein, das war zuviel. Wieder zurück. — Okay, es reicht.« Suko trat zurück, denn Shao hatte jetzt die richtige Position.

Von unten war sie kaum als Shao zu erkennen, denn ihr langes Haar hatte sie unter einer ebenfalls weißen Badekappe verborgen. Von ihrem erhöhten Standplatz aus konnte sie auch dorthin schau en, wo sich das normale Schwimmbecken befand.

Es war sehr lang, und eine Hälfte lag im Freien, während sich Shao in der Halle befand. Hallen- und Freibad gingen ineinander über. Man konnte also ins Freie schwimmen und umgekehrt. Im Winter wurden die Bäder durch eine Scheibe aus Spezialglas wieder getrennt.

Natürlich war es im Freibad voller. Halb London schien sich noch einmal aufgerafft zu haben, um vor Einbruch der Dämmerung ein kühles Bad zu nehmen und sich letzte Sonnenstrahlen auf die Haut brennen zu lassen. Da waren viele Menschen mit Shao und Suko einer Meinung, denn auch die beiden hatten es nicht in der Wohnung gehalten.

Die Chinesin wippte noch einmal, schaute in die Tiefe und sah sich die bewegende, türkisschimmernde Wasserfläche mit den blitzenden Wellen darauf an: Dann sprang sie.

Kraftvoll stieß sie sich ab, verließ mit beiden Füßen gleichzeitig das Brett, wobei sie die Arme weiterhin gestreckt hielt und ihr Körper einen Bogen schlug. Wie ein Pfeil tauchte sie in das Wasser ein. Nur kleine Wasserfontänen spritzten hoch.

Suko stand am Becken und klatschte, als Shaos Kopf hochkam.

Lachend kraulte sie zum Rand, wo der Chinese seiner Partnerin aus dem Wasser half.

»Du warst großartig«, sagte er.

»Ehrlich?«

»Wenn ich es dir sage.«

»Soll ich noch mal…?«

»Nein, das reicht. Wir können ein paar Runden gemeinsam drehen, ziehen uns dann an und gehen etwas essen.«

»Einverstanden.«

Suko legte seinen Arm um Shaos Hüften. Von der samtartigen Haut

perlte das Wasser. Die Tropfen hatten sich zu langen Bahnen gesammelt, die an den Beinen herabliefen.

Zwei Typen standen vor ihnen. Schwimmbad-Rocker. So jedenfalls stufte Suko die Burschen ein. Beide Anfang 20, stark behaart und mit sehr knappen Badehosen bekleidet. Ihr Grinsen war so dreckig wie die Gedanken, die sie hatten, als sie Shao mit ihren Blicken fast auszogen.

»Leihst du uns die Süße?« fragte der eine.

Suko runzelte die Stirn. »Bitte, geh aus dem Weg! Sie gehört zu mir. Sucht euch die Bräute woanders.«

Die Augen des Sprechers wurden groß. »Vorschriften willst du uns auch noch machen, wie? Von wegen.« Er rammte seine Faust vor, traf auch Sukos Brust und bekam Stielaugen, als er sah, daß der Chinese nicht ins Wasser fiel, sondern stehenblieb.

Das hätte den Sprecher eigentlich mißtrauisch machen sollen, doch er war so von sich selbst überzeugt, daß er noch einmal ausholte, um Suko diesmal mit beiden Händen in das Becken zu stoßen.

Der Chinese wartete den passenden Moment ab — er hatte sich von Shao gelöst — drehte sich gedankenschnell zur Seite, packte die Arme des Typen, bückte sich dabei und hebelte den Kerl über seine Schulter. Der Bursche lernte fliegen.

Die Landung fand im Wasser statt.

Spätestens jetzt hätte auch der zweite Typ Leine ziehen müssen.

Daß er es nicht tat, war sein Pech. Er grapschte nach Shao.

Wehren konnte sie sich auch. Blitzschnell trat sie dem Typ das Standbein weg. Durch das Wasser war der Boden sowieso glatt, er verlor das Gleichgewicht, fiel auf seinen Hintern, schrie wütend auf, und bekam von Shao noch einen Fußtritt verpaßt, der ihn nicht nur an der Schulter traf, sondern ihn zusätzlich in das Schwimmbecken katapultierte.

»Das wird ihnen reichen«, meinte die Chinesin.

Einige Badegäste hatten gesehen, was geschehen war. Sie klatschten laut Beifall. Die Schwimmbad-Rocker schienen hier nicht unbekannt zu sein und schon so manch weiblichen Badegast angemacht zu haben. Shao und Suko ließen sich auch durch diesen kleinen Zwischenfall die Laune nicht verderben. Sie sprangen wieder ins Wasser und drehten ihre Runden durch das große Becken.

Danach fühlten sie sich erfrischt und auch ein wenig matt. Noch einmal unter die eiskalte Dusche, dann verschwanden beide in den nach Geschlechtern getrennten Umkleideräumen.

Auf dem gefliesten Gang traf Suko die beiden Schläger wieder.

Auch sie erkannten den Chinesen. Für einen Moment sah es so aus, als wollten sie wieder aggressiv werden, dann schauten sie in Sukos Gesicht und ließen es bleiben.

»Ist auch besser so«, murmelte der Chinese.

Er zog nur seine dünnen Sommersachen über. Die derbere Motorradkleidung nahm er über den Arm.

An der Uhr hatte er sich mit Shao treffen wollen. Sie war noch nicht fertig, so wartete der Chinese und schaute sich in der Eingangshalle des Schwimmbads ein wenig um, wo reges Leben und Treiben herrschte.

Schließlich kam Shao. Die Badesachen hatte sie in einer Tasche verpackt und diese unter den Arm geklemmt. Sie trug eine knallrote Kniehose und eine weiße Bluse, die sehr weit geschnitten war. Bis zu Suko ging sie gar nicht, sondern deutete auf die gläserne Eingangstür der Cafeteria und des Restaurants.

Suko verstand. Er beeilte sich und betrat zusammen mit Shao die Imbißhalle.

Fast alle Tische waren besetzt. Die meisten Besucher hatten die gleiche Idee gehabt wie Shao und Suko. Eine große Scheibe ermöglichte an einer Seite den Blick nach draußen ins Freibad, wo es noch immer sehr voll war, und so manch männlicher Badegast glänzende Augen bekam, wenn er die knackigen Mädchen Oben-ohne herumlaufen sah.

»Ihr könnt euch auch zu mir setzen!« hörten Suko und Shao plötzlich eine weibliche Stimme von einem der Stimme.

Sie blieben stehen, drehten sich nach rechts, und ihre Augen weiteten sich gleichzeitig.

»Kara!« drang es wie aus einem Mund.

»Wer sonst?« lächelte die schwarzhaarige Schöne aus dem Totenreich und schob mit dem Fuß einen Stuhl zurecht.

Shao und Suko nahmen Platz. »Das ist aber eine Überraschung«, sagte die Chinesin. »Seit wann bist du hier?«

»Erst seit wenigen Minuten.«

»Und wie hast du uns gefunden?« wollte der Chinese wissen.

»Das bleibt mein kleines Geheimnis«, erwiderte die Schöne aus dem Totenreich.

Wer sie so ansah, hätte nie für möglich gehalten, daß dieses hübsche Mädchen schon 10.000 Jahre alt war, denn Kara hatte bereits im alten Atlantis gelebt, als Tochter des weisen und Weißen Magiers Delios. Sie würde in der Tat nicht sagen, wie sie Shao und Suko gefunden hatte, denn ein letztes Geheimnis umwehte Kara noch immer wie ein unsichtbarer Schleier.

Sie hatte ein sehr schweres Erbe übernommen. Als Atlantis in den gewaltigen Fluten versank, gelang es einigen Personen zu fliehen. Unter anderem auch Kara. Zudem hatte sie noch als Erbe den Trank des Vergessens bekommen. Wenn sie ihn einnahm, dann ging ihre Seele auf Wanderschaft und glitt durch die Dimensionen, wo sie zahlreiche Erkenntnisse und Eindrücke sammeln konnte. Doch den

Trank hatte sie verloren, Gegner hatten reagiert und ihn an sich gerissen. Seit diesem Zeitpunkt war Kara auf der verzweifelten Suche nach dem wertvollen Trank des Vergessens. Zwar konnte sie ihren Geist noch vom Körper lösen, denn es gab da ein weiteres Hilfsmittel — das goldene Schwert ihres Vaters— aber es gelang ihr nicht mehr, die Jenseitsreiche zu durchwandern, denn dazu brauchte sie den Trank des Vergessens.

Kara war aus einem 10 000jährigen Schlaf erweckt worden und traf mit dem zusammen, der einmal im alten Atlantis ihr Feind gewesen war. Es war Myxin, der Magier.

Als die beiden sich sahen, flammten sofort Erinnerungen auf, doch man einigte sich, denn Kara stellte mit Erstaunen fest, daß der kleine Magier nicht mehr auf der Seite der Schwarzblütler stand. Er kämpfte jetzt für die Sache der Gerechten und arbeitete mit dem Sinclair-Team zusammen.

Kara und Myxin schlossen einen Pakt. Gemeinsam waren sie sehr stark, denn nach dem Tode der Teufelstochter Asmodina — sie war schließlich Myxins Todfeindin gewesen — kehrten auch bei ihm allmählich die alten Kräfte wieder zurück.

So konnte er tatsächlich Dämonen beschwören und ihnen seinen Willen aufzwingen, so daß sie ihm die Geheimnisse verrieten, an denen er und Kara interessiert waren. Vor allen Dingen ging es ihnen um den rätselhaften Untergang des Kontinents Atlantis, denn um ihm waren noch längst nicht alle Geheimnisse gelüftet.

Sie hatten festgestellt, daß sie nicht die einzigen gewesen waren, die sich nach dem Untergang gerettet hatten, es gab auch noch andere, die es schafften und sich in anderen Dimensionen verbargen. Vor allen Dingen finstere Gestalten, die durch die Hilfe einer mächtigen Magie von der sterbenden Insel wegkamen, lange Zeit abgewartet hatten und jetzt versuchten, die Macht an sich zu reißen. Sie hatten schon damals die Menschen tyrannisiert und wollten es letzt wieder tun.

Und sie waren mächtig. Ungemein stark. Zudem standen sie in Verbindung mit einer geheimnisvollen Dämonenart, die sich die Großen Alten nannte, finstere Götter aus grauer Urzeit, die nur das absolute Chaos kannten.

Diese Götter waren unbeschreiblich grausam. Ihre Existenz lag in einem Dunkel, das bisher noch niemand durchschaut hatte.

Manchmal jedoch wurde das Dunkel aufgehellt, vergleichbar mit Gewitterwolken, die von Blitzen gespalten wurden. Da erlebten die Menschen, wie hart und grausam die Dämonen der Urzeit sein konnten, und das alles war nur ein Vorgeschmack auf das, was noch folgen sollte.

Wehret den Anfängen. So lautet ein berühmter Satz. Danach richteten sich auch Myxin und Kara, denn sie waren immer unterwegs,

um nach Resten und Überbleibseln den untergegangenen Kontinents Atlantis und dessen schlimmer Magie zu suchen.

Wenn sie sich meldeten, lag etwas in der Luft. Das wußte auch Suko, deshalb war er sehr gespannt, obwohl er sich ziemlich gelassen gab.

»Wo ist denn Myxin?« fragte Shao und schaute Kara auffordernd an.

Die Schöne aus dem Totenreich lächelte. »Er hält Wache«, erwiderte sie unbestimmt.

»Und wo?«

»Vielleicht überall.«

»Du sprichst, wie immer, in Rätseln!« stellte Suko fest und winkte einer Bedienung zu. Kara hatte auch noch nichts bestellt. Sie entschieden sich für Eis, während Suko es bei einem Fruchtsaftgetränk beließ. Am liebsten hätte er lauwarmen Tee getrunken, das beste bei dieser Hitze, aber den bekam er hier nicht serviert.

»Und worum geht es jetzt?« wollte der Chinese wissen.

Kara wich noch aus. »Ich habe versucht, John Sinclair zu erreichen, aber er meldet sich nicht.«

»Warum bist du nicht durch die Dimensionen gewandert und hast deinen Geist auf die Reise geschickt?« fragte Shao. »Du hättest in Johns Gedankenapparat dringen können…«

»Das kann ich, wenn ich den Trank des Vergessens besitze«, erwiderte Kara. »So aber bin ich relativ hilflos und kann nur von einem. Ort zum anderen springen, wobei der zweite, der Zielort, bekannt sein muß.«

»Auch wenn er in einer anderen Dimension liegt?« fragte Shao und bekam glänzende Augen, weil das Eis gebracht wurde.

»Auch das.«

Suko hatte sich eine Karaffe mit Saft bestellt. Als er einschenkte, schaute er Kara an. »Wie hast du uns denn dann gefunden?«

»Ich rief beim Yard an. Dort wußte man wohl Bescheid, daß ihr noch schwimmen wolltet. Und da nahm ich das Bad, das eurer Wohnung am nächsten liegt.«

»Sehr praktisch«, erwiderte Shao. »Wußte man denn nicht, wo John war?« wollte Suko wissen.

»Nein, das ist es ja. Man sagte mir nur, er habe Feierabend gemacht und sei nach Hause gefahren.«

»Dort war er nicht?«

Kara schüttelte den Kopf.

»Vielleicht ist er in einem Pub hängengeblieben«, vermutete Shao. »Bei dem Wetter hätte ich auch keine Lust, in der Wohnung zu bleiben. Wir sind ja auch rausgefahren.«

»Aber den Grund deines eigentlichen Hierseins hast du uns noch immer nicht erklärt«, sagte der Chinese. »Du bist doch nicht nur gekommen, weil du uns mal eben besuchen wolltest.«

»Das stimmt schon. Es gibt einen sehr triftigen Grund.« Karas Stimme war nachdenklich geworden.

»Raus damit!« erwiderte Shao forsch. »Es geht um Radamar.«

Kara sagte es so, als müßten die beiden Chinesen Bescheid wissen, doch sie schüttelten die Köpfe. »Damit können wir beim besten Willen nichts anfangen«, erwiderte Shao.

»Dann will ich es euch erklären. Radamar war ein großer Zauberer und Magier. Er lebte, wenn ich eure Zeitrechnung einsetze, etwa vor 4000 Jahren, also bei den alten Ägyptern. Er war so mächtig, daß sich sogar die Pharaonen vor ihm duckten, und er besaß die Gabe, in die Unterwelt hineinzuschauen sowie Kontakt zu Anubis zu halten, dem Herrn der Unterwelt. Er gehörte zu den wenigen, die ihn gesehen haben, und er bekam von ihm Ratschläge und ein immenses Wissen vermittelt. Aber das war nicht alles. Radamar gehörte auch zu den Magiern des alten Ägypten, die mehr über die unheimlichen Superdämonen wußten. Er kannte die Großen Alten und auch die Götter, die von den Völkern im heutigen Mittelmeerraum damals angebetet wurden. So war er für die Ägypter unersetzbar, ein dämonischer Heiliger, und er lebte im Zeichen und im Schatten des Skarabäus, dem heiligen Käfer, und dem Symbol für Auferstehung und Wiedergeburt. Zudem hatte er seine Magie so weit entwickelt, daß er Herr der Skorpione, jener giftigen Tiere geworden war, deren Giftstachel für den Menschen das Verderben bedeutet. Ihm gehorchten die Skorpione, und als er eines Tages angegriffen wurde, da holte er aus der Wüste seine Diener, die das Heer der Angreifer zurückschlugen.«

»Lebt Radamar noch?« wollte Shao wissen.

»Ja und nein.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist ganz einfach, wenn ich es euch erkläre. Radamar hatte es übertrieben. Er legte sich mit noch mächtigeren an. Er wollte die absolute Macht. Der Pharao aber ließ sich von seinem Thron nicht verdrängen. Er beriet sich mit den Weisen seines Landes, und gemeinsam beschworen sie Osiris, den obersten aller Götter. Er sollte ihnen helfen und im Kampf gegen Radamar zur Seite stehen. Der Gott half. Eines Nachts fiel brennender Regen vom Himmel auf die Wüste. Dieser Regen vernichtete die meisten Diener des Radamar. Er selbst wurde ebenfalls verbrannt und soll mörderische Schreie ausgestoßen haben. Als alles vorbei war, begrub man ihn. Man entfernte seine Eingeweide, wickelte ihn in Tücher, machte aus ihm eine Mumie und legte ihn in einen gläsernen Sarg aus geschmolzenem Wüstensand. Alle dachten, daß es nun vorbei wäre. Sie irrten sich. Der Geist des Radamar hatte nicht vernichtet werden können. Er war eingegangen in die unheimlichen Sphären des Grauens, wo auch die Geister der

Unterwelt ihren Platz hatten. Ihnen hatte Radamar immer treu gedient, und sie beschlossen, auch ihn nicht im Stich zu lassen. Sie nahmen den Geist auf in den Kreislauf des Schreckens, bis zum heutigen Tag. Er wurde von den meisten Menschen vergessen, nur uralte Geschichten erzählen noch von ihm. Bis ein Forscherteam seine Begräbnisstätte entdeckte. Sie fanden unter dem Wüstensand einen gläsernen Sarg mit einer Mumie. Das geschah vor zwei Jahren. Ich weiß nicht, ob ihr davon gehört habt. In Ägypten jedenfalls überschlugen sich die Zeitungen mit ihren Berichten, doch gleichzeitig begann auch eine Kette rätselhafter Unglücksfälle. Skorpione erschienen überall und stachen ihren tödlichen Giftstachel in das Fleisch der Menschen. Zuerst dachte man an einen normalen Vorgang, bis sich ein ägyptischer Historiker der alten Geschichten erinnerte. Er warnte vor Radamar, wurde ausgelacht, doch als es immer mehr Tote gab, da lachten die Verantwortlichen nicht mehr. Sie wollten den Sarg und damit ihr unheilvolles Erbe loswerden, denn die Probleme der Gegenwart waren extrem genug.«

»Man schaffte ihn nach England«, meinte Suko trocken.

»Richtig. Schließlich waren englische Privatarchäologen bei den Ausgrabungen beteiligt. Sie hatten sie sogar finanziert. Die Briten nahmen das Angebot an, und Radamar wurde nach London geschafft.«

»Ist er denn schon da?« fragte Shao.

»Ja.«

»Und was hast du mit der Sache zu tun?« wollte Suko wissen.

»Das ist eigentlich leicht zu erklären, mein Lieber. Myxin und ich befinden uns immer auf der Suche nach dem Außergewöhnlichen, dem Unheimlichen. Ihr wißt selbst, daß sich die Großen Alten breitmachen, zurückzukehren. Und bei unseren Forschungen trafen wir auch auf den Geist des alten Magiers.«

»Er steckt also nicht in dem toten Körper?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es ihm inzwischen gelungen, Körper und Seele wieder zu vereinen. Da steigt man ja nicht hinter. Sollte es tatsächlich so sein, wäre es furchtbar für uns alle, denn noch immer besitzt er seine alten Kräfte.«

»Kannst du dich genauer ausdrücken?« fragte Suko.

»Das ist schwer. Auf jeden Fall hat es etwas mit Skorpionen zu tun.«

»Nicht mit Menschen?«

»Das eine schließt das andere nicht aus. Ich schätze, daß Radamars Skorpione die Menschen angreifen, ihr Gift in sie spritzen und sie so zu Dienern oder Opfern machen. Als Myxin und ich die Geister der Großen Alten beschwören wollten, da kamen wir Radamar ins Gehege. Wir trafen auf seinen Geist, der uns unfreiwillig mit den Informationen versorgte. Sein Geist ist bereit, wieder in den Körper der toten Mumie zurückzukehren.«

»Wo steckt denn Myxin?« fragte Shao.
»Er sucht die Mumie.«
»Hat er eine Spur?«
»Ja, im Hafen. Dort ist ein Schiff eingelaufen, das aus Ägypten stammt. Wir wissen es noch nicht genau, wahrscheinlich aber hat es die Mumie an Bord.«
»Und wie lautete der Name des Schiffes?« hakte Suko nach.
»So weit sind wir leider nicht.«
Der Chinese schaute Kara an. »Dir gelingt vieles, aber du schaffst es nicht, den Namen des Schiffes herauszufinden.«
Da lächelte Kara. »Manchmal sind die einfachsten Dinge für mich am schwierigsten. Außerdem kenne ich hier in London einige Freunde, die mir bestimmt behilflich sein werden.«
Suko lächelte, und Shao tätschelte Karas nackten linken Arm.
»Worauf du dich verlassen kannst, meine Liebe«, sagte sie. »Wir werden euch behilflich sein und die verdammten Skorpione zertreten.«
Suko war da nicht so optimistisch. Er sah den Himmel nicht strahlend blau, sondern düstere Wolken heranziehen. Und er sollte damit recht behalten…

***

Ich steckte in der Klemme!
Die verfluchten Skorpione hatten den Kreis um mich gebildet und waren dabei, ihn immer enger zu ziehen. Nichts gegen meine Bleistiftleuchte, aber jetzt fehlte mir wirklich eine anständige Lampe, die meine Umgebung erhellte. Die Leuchte brachte nicht viel. Ich mußte sie schnell bewegen, um die Reihe der Tiere zu erkennen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die ersten Biester mich erreicht hatten, und gegen das Gift des Skorpion-Stachels hatte ich kaum eine Chance.
Irgendwie mußte ich mir eine Bresche schlagen. Wieder einmal leuchtete ich, bewegte die Lampe jetzt nicht, sondern konzentrierte den Strahl auf einen Punkt. Gleich zwei Stachel gerieten in mein Blickfeld. Sie standen hoch und waren leicht nach außen gebogen. Dabei bewegten sie sich.
Was hinter mir geschah, wußte ich nicht, deshalb drehte ich mich auf dem Netz, brachte es zum Schwanken, wurde selbst von einer Seite zur anderen geworfen und erkannte ein besonders prächtiges Exemplar von Skorpion dicht vor mir.
Das wurde gefährlich. Mit dem Fuß konnte ich noch zustoßen und das Tier wegschleudern. Irgendwo vor mir landete es wieder im Netz.
Bei diesem hatte ich Glück gehabt. Aber ich konnte nicht immer gegen die Tiere mit Händen oder Füßen ankämpfen. Dann war es nur eine Frage der Zeit, warm sie mich wieder erwischten.

Womit sonst?

Meine Beretta hatte man mir weggenommen. Das Kreuz hatte ich noch als Waffe und auch den Dolch. Die Gemme ebenfalls, demnach sah es gar nicht so schlecht aus.

Skorpione verkörperten in der Mythologie der alten Ägypter Tiere, die irgendwie magisch beeinflußt waren. Wie damals die gefährlichen und fast menschengroßen Sylphen, gegen die ich gemeinsam mit Mandra Korab gekämpft hatte. Damals hatte auch mein Kreuz reagiert, denn es war ja mit rätselhaften und geheimnisvollen Zeichen bestückt, die uralten Mythologien entstammten. Ich dachte an das Zeichen, das unter dem M auf meinem Kreuz zu sehen war. Ein in ein Dreieck eingefaßtes, stilisiertes, strahlendes Auge, auch das Auge der Vorsehung genannt. Im alten Ägypten war dieses Symbol aufgekommen. So wurde der größte aller Götter, Osiris, dargestellt, und dieses Auge ist dann später zusammen mit anderen heidnischen Symbolen von der christlichen Lehre übernommen worden.

Damals hatte es mir geholfen, denn wir kämpften nicht nur gegen die Sylphen, sondern auch gegen die Löwenmenschen. Und das Allsehende Auge hatte sie vernichtet.

Würde es auch hier reagieren?

Voll verlassen wollte ich mich darauf nicht, zudem war das Kreuz als Waffe ziemlich unhandlich, wenn ich es in meiner Position einsetzte.

Da war der Dolch besser!

Ich zog ihn, während ich mich auf die Seite rollte und mich einem Angriff zweier Skorpione gegenübersah. Es war wirklich im letzten Augenblick, ich hätte keine Sekunde später reagieren dürfen, denn da waren die beiden Tiere schon da.

Flach stieß ich zu.

In einer Hand behielt ich die Lampe, ich wollte schließlich sehen, ob meine Bemühungen Erfolg zeigten.

Es wurde ein Treffer!

Zunächst hörte ich nur das Schaben. Dann begannen die Schalen plötzlich zu knistern, und einen Lidschlag später sprühten kleine, grünliche Flammen daraus hervor. Die Schalen der Skorpione wurden geknackt, sie zischten noch wie Wunderkerzen, dann waren die gefährlichen Tiere vergangen.

Aber auch das Netz zeigte Löcher. Genau dort, wo die Biester gesessen hatten. Die kleinen Flammen hatten auch die Unterlage zerrissen und sie durchschmort.

Die nächsten waren da. Ich zog geschwind die Beine an, kam wieder ins Schaukeln, wollte zustoßen, doch durch die verdammte Schaukelbewegung glitt die Klinge ins Leere.

Als ich meine Hand zurückzog, drehte ich sie gleichzeitig nach rechts, der Dolch machte die Bewegung mit, und die Spitze drang von

der Seite her in den Körper des Skorpions.

Erst jetzt sah ich, daß auch der Dolch dicht unter dem Griff grün aufleuchtete. Nur für einen Moment, dann wanderte die Farbe und erfaßte das Tier.

Es zerplatzte und riß das nächste Loch.

Sofort drehte ich mich, denn ich dachte an die Gefahr in meinem Rücken.

Es war gut, daß ich diese Bewegung vollführt hatte. Dicht an meinem Kopf befand sich schon der nächste Skorpion. Und er würde zugreifen, seine beiden Scherengreifer hatte schon meine Haare berührt. Jetzt ging es wirklich um Bruchteile von Sekunden.

Mit der Faust schlug ich gegen ihn. Ich hatte die Hand genommen, die auch den Dolch umklammert hielt.

Der Skorpion wurde weggefegt, blieb dicht neben mir auf dem Rücken liegen, und ich rammte voller Wut meinen Dolch mit der Spitze in den hornigen Körper.

Der Skorpion verglühte, als er an dem geweihten Metall hing.

Aber auch das Netz nahm Schaden. Faustgroß war das Loch, das der Skorpion hinterlassen hatte. Die einzelnen Maschen hielten nicht mehr. Da sich in der Nähe auch noch andere Löcher befanden und mein Gewicht sehr stark war, rissen immer mehr Fäden. Ich merkte es, wie das Netz anfing zu schaukeln, und plötzlich wußte ich, daß es mein Gewicht nicht mehr halten konnte.

Angst umfing mich.

Ich wußte nicht, wie weit unter mir der Boden entfernt war, aber lange konnte ich mich nicht mehr halten, das stand fest.

Zwei Gefahren lauerten auf mich.

Die Skorpione und die unbekannte Tiefe.

Ich rollte bereits, das Netz gab immer mehr nach, einige Tiere purzelten in die Tiefe, wie ich im hin- und herwischenden Schein der kleinen Bleistiftleuchte erkannte.

Hastig klemmte ich mir den Dolchgriff zwischen die Zähne und steckte auch die Lampe schnell weg, damit ich beide Hände frei hatte.

Da bekam ich schon den Ruck nach links.

Ich fiel.

Alle zehn Finger hatten sich noch in das Netz verhakt und hielten eisern fest.

Ich schaukelte wie ein Artist. Dabei hoffte ich nur, daß sich die fallenden Skorpione nicht gerade mich als Ziel ausgesucht hatten, um sich festzuklammern.

Ewig konnte ich hier nicht hängenbleiben. Ich mußte den Sprung in die Tiefe wagen.

Im Vertrauen auf mein Glück ließ ich das gerissene und schaukelnde Netz los. Der Fall! Unwillkürlich zog ich mich zusammen. Ich kannte

die Spielregeln, die man einhalten muß, um einigermaßen gut aufzukommen.

Selbst die kleinste Chance wollte ich nutzen.

Der Boden des Stauraums war zwar nicht so tief, wie ich angenommen hatte, aber dennoch spürte ich den Aufprall von den Füßen bis zum Gehirn.

Normalerweise lasse ich mich bei solchen Sprüngen nach vorn fallen, um mich abzurollen. Hier verzichtete ich darauf, denn ich dachte an die Skorpione, die sich in unmittelbarer Nähe aufhielten. So stolperte ich nur weiter und hörte unter meinem rechten Fuß ein Knacken, als es mir unfreiwillig gelungen war, einen Skorpion zu zertreten.

Einen Arm hatte ich ausgestreckt. Meine Bewegung wurde durch etwas Hartes gestoppt, das meine tastende Hand erfaßte. Als ich die Finger bewegte, wühlten sie sich in rauhen Stoff.

Was konnte das sein?

Trotz meiner Neugierde dachte ich zuerst an die Sicherheit. So bezähmte ich mich, holte die Lampe hervor und schaltete sie ein, um die nahe Umgebung abzusuchen.

Sie war von den Skorpionen verseucht!

Die meisten von ihnen waren durch die Maschen des Netzes gerutscht. Sie lagen am Boden, benahmen sich ziemlich aufgeregt und rollten von einer Seite zur anderen.

Die Skorpione hatten plötzlich ein anderes Ziel. Sie kümmerten sich um den großen dunklen Gegenstand, dessen Umrisse ich im Schein meiner Bleistiftleuchte gesehen hatte. Was das war, das erkannte ich nicht, da ein dunkles Tuch ihn völlig verhüllte.

Hin und wieder ließ ich die Lampe aufblitzen und drehte auch meinen Arm, so daß der Schein nach oben, in Richtung Netz stach. Einige Fäden und Fragmente bekam ich zu Gesicht.

Traurig baumelten sie nach unten. Sogar noch Skorpione hingen daran. Sie zappelten, bewegten sich hektisch und hatten Mühe, sich an den Fäden festzuklammern. Hoffentlich fielen sie mir nicht in den Nacken, denn so etwas wollte ich nun überhaupt nicht.

Aber ich spürte etwas anderes.

Zuerst hatte ich es nicht so recht wahrgenommen, da meine Sinne zu gespannt waren und sich mit anderen Dingen beschäftigten. Als ich mich nicht mehr so stark auf die Skorpione konzentrierte, merkte ich es deutlicher.

Die Atmosphäre hatte sich verändert.

Wie schon so oft spürte ich es. Das war wie ein Kribbeln in den Fingerspitzen, das Unheimliche, das Andere, das Fremdartige und Böse lauerte in der Nähe.

Ich blieb ruhig stehen und konzentrierte mich. Gegner konnte ich nicht entdecken, trotzdem war mir klar, daß sie sich irgendwo in der

Nähe befinden mußten, wenn ich die Skorpione einmal ausschloß.

Es waren noch andere da.

Aber wer?

Ich dachte an den großen Gegenstand, der verdeckt vor mir stand und auch das Ziel zahlreicher Skorpione gewesen war.

Der Strahl meiner Lampe traf das Gebilde, ich leuchtete ihn auch ab und stellte fest, daß er eine eckige Form besaß. Was sich genau unter der Decke befand, konnte ich nur ahnen. Er wirkte wie ein großer Kasten, aber ich wollte es genau wissen.

Im Weg waren mir dabei die Skorpione. Einige von ihnen hatten sich ausgerechnet ihre Plätze auf dem verdeckten Gegenstand ausgesucht, was mir wiederum überhaupt nicht gefiel.

Da ich mittlerweile Erfahrung besaß, fiel es mir nicht schwer, mit dem Dolch zuzustoßen.

Dreimal traf ich rasch hintereinander. Wieder entstand das grüne Glühen, und die anderen Skorpione verschwanden, so rasch sie konnten. So einen Feind wie mich schienen sie noch nie gehabt zu haben.

Der Weg war frei.

Ich trat dicht an den abgedeckten Kasten heran, streckte meinen linken Arm aus und umfaßte den Stoff. Die Finger drehten ihn zusammen. Er war ziemlich leicht, ich konnte ihn mit einem Ruck abziehen.

Meine Augen wurden groß.

Was ich da im schwachen Licht meiner Lampe sah, war ein gläserner Sarg. Und in ihm lag die Mumie!

***

Das mußte Radamar sein. Es gab keinen Zweifel für mich. Ich hatte ihn entdeckt.

Für eine Mumie war er ziemlich groß, das einmal vorweggenommen. Er besaß etwa meine Körperlänge und war in weißlich gelbe Tücher eingewickelt, die an einigen Stellen grünlich schimmerten.

Von dem Gesicht konnte ich nichts sehen, weil kunstvoll gedrehte Streifen es verdeckten. Nur die Augen blieben frei. Als ich in Höhe des Gesichts mit dem Lampenstrahl in den Sarg hineinleuchtete, damit ich die Augen sehen konnte, entdeckte ich zwei dunkle Punkte. Ob sie lebten oder nicht, das war für mich nicht zu erkennen. Überhaupt dachte ich nicht darüber nach, ob ich es hier mit einer toten oder lebendigen Mumie zu tun hatte.

Gegen Mumien hatte ich schon gekämpft, es wäre also keine Überraschung für mich gewesen.

Als ich durch den gläsernen Deckel direkt nach unten und in das bandagierte Gesicht der Mumie leuchtete, konnte ich auch nicht

sehen, ob die Mumie nun lebte oder nicht.
Auf jeden Fall lebten die Skorpione. Das merkte ich sehr deutlich.
Sie wollten es nicht hinnehmen, daß ich ihrer Mumie oder ihrem Herrn etwas antat, denn von den Füßen her wollten sie an mir hochklettern. Zwei Zangen zupften bereits an meinem rechten Hosenbein. Ich schleuderte das Tier weg, ein zweites zertrat ich voller Wut mit dem Absatz meines rechten Schuhs.
Aber die Biester gaben nicht auf. Konzentrierter griffen sie jetzt an, bildeten eine Front und wollten alle auf einmal gegen mich vorstürmen.
Ich machte mit ihnen zwar keinen kurzen Prozeß, wie ich es gern getan hätte, sondern griff zu einer anderen Lösung. So rasch es ging, bückte ich mich, packte die Decke, die mal über dem gläsernen Sarg gelegen hatte, wuchtete sie hoch und schleuderte sie dann geschickt nach vorn, so daß sie über die gefährlichen Tiere fiel, die von ihrem Gewicht erst einmal unten gehalten wurden.
Als ich mit meiner Lampe auf die Decke leuchtete, da sah ich, wie sie sich bewegte und Falten warf.
Die Skorpione versuchten verzweifelt, sich zu befreien.
Sollten sie. Erst einmal waren sie beschäftigt, so daß ich mich anderen Dingen widmen konnte.
Der Mumie, zum Beispiel!
Bisher hatte ich sie nur flüchtig sehen können, weil ich von ihren Dienern zu sehr abgelenkt wurde, nun wollte ich mir die Zeit nehmen und vielleicht auch den gläsernen Sarkophag öffnen, damit ich die Bestie unter Umständen für alle Zeiten erledigte.
Über ihre Größe hatte ich mich bereits gewundert. Normalerweise ist es so, daß Tote, die einbalsamiert werden, zusammenschrumpfen.
Mit der hier schien genau das Gegenteil passiert zu sein.
Ihre Größe erschreckte mich. Ich hatte lebende Mumien gesehen und auch erlebt, wie sie kämpften. Es war fast ein Ding der Unmöglichkeit, sie zu stoppen. Man mußte besondere Waffen haben. Silberkugeln halfen da nichts, ich hoffte auf den Dolch und das Kreuz, das ebenfalls mit altägyptischen Zeichen bestückt war.
Meine Hände glitten über das Glas. Das war kein normales Fensterglas, sondern sehr dickes, stoßfestes. Ich würde Mühe haben, den Deckel in die Höhe zu bekommen, wenn überhaupt.
Schweißfeucht waren meine Handflächen. Wo sie das Glas berührt hatten, hinterließen sie nasse Spuren, dicke Schweißflecken. Vergeblich bemühte ich mich, den Deckel zu fassen, er rutschte immer wieder an meinen nassen Händen ab.
Hin und wieder leuchtete ich auch an der linken Sargseite vorbei nach unten, denn ich wollte sehen, was meine speziellen Freunde machten. Die Skorpione befanden sich noch immer unter der Decke.

Sie bewegten sich dort, aber sie schafften es nicht, den Druck von ihren Körpern zu lösen.

Ich bückte mich und schaute dort nach, wo sich die beiden Hälften des Sargs trafen.

Sie lagen fest aufeinander. Ein Gummi preßte sie zusammen. Es schloß fugendicht, da war nichts zu machen.

Aber ein Versuch mit dem Dolch konnte nicht schaden. Die Spitze klemmte ich zwischen Deckel und Unterteil.

Das klappte nicht. Er saß zu fest. So sehr ich mich auch bemühte, einen Erfolg verzeichnete ich nicht.

Das ärgerte mich, und ich sah mich schon als Verlierer. Mit der kleinen Lampe leuchtete ich wieder dorthin, wo sich der bandagierte Kopf der Mumie befand, und ich zuckte regelrecht zusammen, als ich eine Bewegung wahrnahm.

Nicht des Körpers, sondern der Augen.

Ja, da hatte sich innerhalb der Schlitze etwas bewegt. Das war deutlich zu sehen.

Radamar hatte die Augen geöffnet. Er lebte!

Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück. Meine Chancen standen nicht besonders gut. Ich war mit der unheimlichen Mumie innerhalb des Lagerraums eingeschlossen, und wenn sie den Sarg verließ, mußte es zum Kampf kommen.

Noch tat sich nichts. Sie blieb ruhig liegen und bewegte nur ihre Augen. Ich ließ sie auch in Ruhe und nahm mir den Lagerraum vor. Ihn wollte ich durchsuchen. Vielleicht fand ich doch noch einen Schlupfwinkel, durch den ich verschwinden konnte.

Wieder mußte ich mich auf den schmalen Strahl der Lampe verlassen, der merklich schwächer geworden war. Ein Zeichen, daß sich die Kraft der Batterie ihrem Ende näherte.

Auch das noch.

Eine Ersatzbatterie trug ich nicht bei mir. Um mit der restlichen Energie sparsam umzugehen, knipste ich die Lampe aus, hatte mir zuvor den ungefähren Weg gemerkt und tastete mich im Dunkeln voran, wobei ich immer damit rechnen mußte, daß irgendwo in der Nähe die giftigen Skorpione lauerten.

Mich umgab eine Atmosphäre der Angst. Vielleicht trug auch die schwüle Luft dazu bei, die innerhalb des Stauraums herrschte. Ich schwitzte fürchterlich. Zu trinken hatte ich nichts, und immer öfter wischte ich mit dem Handrücken über die Stirn oder nahm mein Taschentuch, das man auch schon auswringen konnte.

Irgendwann lief ich gegen die Wand. Ich hatte meine Arme ausgestreckt und fühlte unter meinen Fingern etwas Kühle. Die Innenwände des Laderaums waren durch Metall verstärkt worden.

Glatt und nietenlos bedeckte es die Wand.

Ich ging nach rechts, blieb nach ein paar Schritten stehen und leuchtete einmal in die Runde.

Der Strahl war trübe geworden, reichte allerdings aus, um erkennen zu können, daß sich in meiner unmittelbaren Nähe keine Skorpione befanden. Immerhin etwas.

Ich will es vorweg nehmen. Einen Ausgang fand ich nicht. Keine Tür führte aus dem Stauraum, man konnte ihn wirklich nur von oben durch die Luke betreten.

Das war mehr als Bescheiden.

Was sollte ich tun?

Ich blieb stehen und dachte nach. Dabei kam mir auch der geheimnisvolle Anruf wieder in den Sinn. Der Unbekannte hatte sich Joker genannt, mehr nicht. Ich wußte nicht, wer er war und weshalb er mich gewarnt hatte.

War er ein Dämon? Oder stand er auf meiner Seite? Vielleicht hatte er mich auch nur in die Falle locken wollen. Wenn das der Fall gewesen sein sollte, war ihm das hundertprozentig gelungen.

Ein dumpfes Geräusch schreckte mich hoch.

Ich zuckte zusammen, als ich es vernahm. Es hatte sich angehört, als hätte jemand gegen irgendeinen Gegenstand geschlagen.

Schwere Schläge, zwar nur gedämpft zu vernehmen, aber für mich doch als eine Warnung zu verstehen.

Da die Geräusche nicht über mir aufgeklungen waren, sondern innerhalb des Stauraums, gab es für mich nur eine Lösung.

Die Mumie!

Sie mußte, durch was auch immer, aus ihrer Lethargie oder dem Schlaf geweckt worden sein. Da sich der Deckel ziemlich fest auf dem Unterteil befand, versuchte sie von unten her, ihn zu lösen, indem sie gegen ihn schlug.

Ich ging in die Richtung, wo sich auch der Sarg befand und schaltete noch einmal die Lampe ein.

Ein letzter dünner Strahl glitt durch die Finsternis, ohne sie groß erhellen zu können, aber ich sah, daß der Deckel des gläsernen Sargs sich bewegte.

Die Mumie kam frei!

Auch den Skorpionen war es gelungen, unter der Decke hervorzukriechen. Sie krabbelten um den Sarg herum, gaben sich sehr aufgeregt, dies alles erkannte ich im Restlicht der Bleistiftleuchte.

Dann verlöschte es.

Stockfinster wurde es wieder.

Ich blieb stehen. Überlaut hörte ich mein Herz schlagen. Ich befand mich hier im Zentrum einer großen Gefahr, die sich aus der Finsternis näherte und drohte, mich zu verschlingen.

Noch tat ich nichts, zuckte dann jäh zusammen, als etwas mit einem

dumpfen Geräusch zu Boden fiel.

Wahrscheinlich der Deckel!

Das Echo des Falls verschwand allmählich, und ich vernahm ein anderes unheimlich klingendes Geräusch.

Ein schweres, grauenhaft anzuhörendes Ächzen und Stöhnen.

Als würde jemand nach langem Schlaf erwachen, sich recken, strecken und erst einmal stöhnend Luft holen.

Diese Mumie brauchte nicht zu atmen.

Irgendein unheimlicher, fremder Geist hielt sie am Leben.

Gebannt starrte ich in die Richtung, wo sie sich befand. Sehen konnte ich von ihr nichts.

Oder doch?

Ja, da war es.

Etwa in Kopfhöhe schwebte ein dunkelrot glühendes Augenpaar.

Für mich der endgültige Beweis, daß die Mumie ihren gläsernen Sarg verlassen hatte…

***

Sie hatten sich im Zeichen des Schakals versammelt!

Die Männer waren nicht nur die Diener des Magiers Radamar, sondern dienten auch Anubis, dem Herrn der ägyptischen Totenwelt, der in der Mythologie als Schakal auftrat.

Sein Bildnis war auf den Boden gezeichnet. Eine widerliche, häßliche Gestalt, angeleuchtet vom Schein schwarzer Wachskerzen, die einen Kreis um ihn gebildet hatten.

Die Männer knieten.

Es waren fünf Mitglieder der Schiffsbesatzung, die ihre Seele dem Schakal und auch Radamar verkauft hatten. Sie wollten die Mumie beschwören, damit sie in seinem, Anubis Namen, Rache nahm.

Mit Blut war der Schakal auf den Boden gezeichnet worden, während der Kapitän sich vorbeugte und mit der Stirn den Kreisrand berührte, wobei er dumpfe Worte murmelte.

Es waren alte Beschwörungsformeln, Geheimpapieren entnommen, die einem Menschen normalerweise nicht zugänglich gemacht werden, aber er hatte es geschafft, die Papiere zu bekommen.

Die Formel, einmal richtig ausgesprochen, weckte das Grauen.

Längst Vergessenes holte sie aus der Tiefe des Schreckens wieder an die Oberfläche, wo es die Angst säen sollte.

Das Wort, das am meisten fiel, war Anubis. Immer wieder wurde der unheimliche Totengott aus dem alten Ägypten angerufen, damit er ihnen die Kraft gab, Radamar, seinen Diener, ins Leben zu rufen.

Das Blut war noch frisch, und als sich die Stimme des Kapitäns steigerte, da schien es zu leuchten.

Sie näherten sich dem Ziel!

Plötzlich redete der Mann nicht mehr in seiner alten Sprache, er sprach jetzt Englisch.

»Du läßt den, der dir treu verbunden ist, nicht die Verwesung schauen. Du holst ihn hervor aus dem Reich der Toten. Du läßt seine Seele nicht im Stich, sondern bewahrst sie auf, so daß sie eines Tages oder am Ende der Zeiten wieder in den Körper hinabsteigen kann. Großer Anubis, so hole denn deinen Diener aus dem Reich der Toten zurück…«

Die letzten Sätze schrie er, und die Flammen der Kerzen begannen zu flackern. Sie führten einen bizarren Tanz auf, der ein Wechselspiel zwischen Licht und Schatten schuf, durch die Kabine geisterte und auch sein Muster über die Gesichter der anwesenden Menschen warf.

Nur der Kapitän erhob sich, während die anderen sitzenblieben.

Radamar streckte seine Arme aus, die Hände befanden sich über den Kerzen, und gleichzeitig nahm sein Gesicht einen anderen Ausdruck an. Es verwandelte sich.

Dabei entstand keine Grimasse, sondern ein anderer Kopf. Die Haare wurden weiß, einige fielen auch aus. Sie rieselten nach unten, trafen die Flammen und verbrannten knisternd. Die Haut im Gesicht wurde dünner. Sie spannte sich plötzlich hart um die Knochen, die Augen verschwanden tiefer in den Höhlen, als hätte sie jemand hineingedrückt. Dabei nahm die Haut noch einen grauen Farbton an, der an alte Asche erinnerte. Die Finger wurden spinnenartig lang, das Kinn fiel zurück, die Nase war nur noch ein Klumpen.

Aus Radamar, dem Kapitän, war ein anderer geworden.

Hochaufgerichtet stand er da. Vor der Beschwörung hatte er sich schon umgezogen. Er trug einen schwarzen Anzug, der ihm viel zu groß war, darunter ein altes Hemd und auch dunkle Schuhe. Er war ein anderer geworden oder einer, der die Rolle des Kapitäns nur immer gespielt hatte.

Aus seiner Kehle drang ein tiefes Grunzen. Es war das Zeichen für die knienden Männer, ihre Köpfe zu heben und ihn anzuschauen.

Sekundenlang sprach niemand etwas. Dann drang ein Schrei aus fünf Kehlen durch die Kabine und brach sich an der Decke sowie den Wänden.

»Du bist es!« rief Osmin und sprang auf. »Wir haben dir nicht umsonst vertraut. Du bist es tatsächlich!« Er riß mit seinen Worten die anderen mit, die sich ebenfalls vom Boden erhoben, auf Anubis schauten und dann ihren Herrn und Meister ansahen.

»Du hast ihn überwunden«, sagte Osmin, »deine Magie war stärker als die des großen Anubis. Jetzt kannst du endlich das erreichen, von dem du schon lange geträumt hast. Töte ihn. Töte Radamar, wie du es schon vor langer Zeit versucht hast.«

Der verwandelte Kapitän stieß ein Knurren aus. Er schüttelte den

Kopf, so daß seine langen Haare flogen, und wandte sich abrupt um. Dann riß er mit einem Ruck die Tür auf, verließ die Kabine und schritt eine Leiter zum Hauptdeck hoch.

Es war inzwischen dämmrig geworden. Die grauen Wände hüllten die am Pier liegenden Schiffe ein. Auch die Stauer hatten ihre Arbeit geschafft, auf den neben der Alexandria liegenden Schiffen würde kein Handschlag mehr getan.

Dieser Teil des Hafens lag ruhig. Doch die Stille war mehr als trügerisch. Ein winziger Funke nur genügte schon, um eine uralte Feindschaft wieder aufflammen zu lassen…

***

Noch wußte keiner von ihnen so recht Bescheid. Kara hatte Andeutungen gemacht, mehr nicht. Sie hatte zwar die alte Geschichte erzählt, doch wie sie sich in der Gegenwart auswirken würde, das ahnten weder Suko noch Shao.

Ziemlich ratlos standen sie an Sukos Maschine und schauten sich an. Kara war gegangen. Sie wollte auch zum Hafen, dort Myxin treffen, damit sie gemeinsam versuchten, das Grauen zu stoppen.

»Und was machen wir?« fragte Shao.

»Fahren erst bei uns vorbei und schauen nach, ob sich John in der Wohnung befindet.«

Die Chinesin fand die Idee gut, setzte ihren roten Helm auf und ließ das lange Haar darunter hinweghängen, das vom Fahrtwind hochgeschleudert wurde, als Suko Gas gab.

Sie hatten es sehr eilig. Der Chinese nutzte jede sich ihm bietende Lücke im Verkehr. Er wischte hindurch und kam schneller voran als die Autofahrer.

Trotzdem dauerte es seine Zeit, bis sie sich in der Tiefgarage befanden.

Dort fehlte der Bentley.

»Verflixt, wo kann er nur stecken?« fragte Suko und schaute Shao dabei ratlos an.

Die Chinesin nahm den Helm ab und hob die Schultern. Die Geste war eindeutig.

Suko schaute sich in der Garage um. Er sah zwar einige Hausbewohner, von John Sinclair jedoch keine Spur. Des halb entschlossen sich die beiden, so rasch wie möglich nach oben zu fahren.

Bevor sie ihre Wohnung betraten, öffneten sie mit dem Zweitschlüssel die Wohnung von John Sinclair. Sie schauten sich kurz um und stellten fest, daß die Wohnung leer war. Sie sah noch so aus, wie der Geisterjäger sie am Morgen verlassen hatte.

»Nicht da«, sagte Shao, »und jetzt?«

»Hole ich meine Waffen. Komm mit.«

Beide verließen sie die Wohnung und gingen nach nebenan. Suko steckte seine Dämonenpeitsche ein, dazu die Beretta und nahm auch den geheimnisvollen Stab an sich, der ein Erbe des großen Buddha war, und den der Chinese in einem Kloster hoch im Himalaya bekommen hatte.

Shao schaute ihm dabei zu. »Wo willst du denn suchen?« fragte sie nach einer Weile.

»Du meinst das Schiff?«

»Ja.«

Suko machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das werden wir leicht finden.« Er ging zum Telefon, nahm den Hörer ab und wählte die Nummer seines Chefs.

Superintendent Sir James Powell befand sich noch in seinem Büro. Der blieb immer lange. Er pendelte praktisch zwischen Arbeitsstelle, Club und Wohnung hin und her.

Als er Sukos Stimme vernahm, zeigte er sich überrascht. »Sie sind es, Suko?«

»Ja, Sir, und ich habe ein Problem.«

»Dann mal los.« Sir James zeigte sich an diesem Abend sehr jovial.

Suko berichtete in Stichworten, was man ihm mitgeteilt hatte. Er fand einen aufmerksamen Zuhörer, und Sir James wollte sich sofort um die Sache kümmern.

»Warten Sie einige Minuten, dann kann ich Ihnen den Namen des Schiffes durchgeben.«

»Natürlich.« Der Chinese hockte sich auf die Sessellehne. Er schaute Shao von unten her ins Gesicht, die ihren Mund zu einem Lächeln verzogen hatte.

»Du willst mit, wie?« fragte Suko.

»Ja.«

Suko schüttelte den Kopf. »Das wollen wir gar nicht erst einführen. Ich weiß nicht, was uns auf dem Schiff alles erwartet, aber ein Spaß wird es nicht sein.«

Shao senkte den Blick. Es war klar, daß Suko so reagieren mußte. Und sie sah auch ein, daß ihr Partner sie aus dem Dunstkreis der Gefahr heraushielt.

»Dann gib du auch acht«, sagte sie mit flüsternder Stimme.

Suko nickte. »Das werde ich.«

Shao wechselte das Thema. »Weiß Sir James denn nicht, wo sich John Sinclair aufhält?«

»Nein, das ist es ja.«

»Ob John noch immer über Jane Collins nachdenkt? Der hat ihr Verschwinden sicherlich nicht verkraftet, wie mir scheint.«

»Das ist möglich.«

»Was hat er dir denn gesagt?«
»Nichts. Er schweigt sich aus, was mich auch nicht gerade froher macht, wie du dir denken kannst.«
»Ja.«
Das Telefon läutete, Suko hob ab und nickte zufrieden, als er die Stimme seines Chefs hörte. »Also Alexandria«, wiederholte er. »Das ist das einzige Schiff aus Ägypten, das in den letzten Tagen den Hafen angelaufen hat.«
»Genau.«
»Und was hat es geladen, Sir?«
»Man spricht von Baumwolle, aber die Behörde berichtet mir, daß der Kapitän die Antragsformulare für eine Sonderfracht ausgefüllt hatte. Von dieser Fracht wissen nur wenige, sie muß allerdings von höchster Stelle genehmigt worden sein.«
»Ich werde mich darum kümmern, Sir.«
»Und John Sinclair?«
»Wir wissen nicht, wo er steckt, Sir. Wirklich nicht. Er hat sich aus dem Staub gemacht.«
»Für eine Fahndung wäre es zu früh«, murmelte Sir James.
»Davon würde ich auch abraten.«
»Sobald Sie etwas von ihm hören, Suko, informieren Sie mich auf der Stelle.«
»Das geht in Ordnung, Sir.«
Damit war das Gespräch beendet. Suko erhob sich, überprüfte noch einmal seine Waffen und wandte sich zur Tür.
Shao hielt ihn fest. »Gib auf dich acht«, flüsterte sie.
»Natürlich. Und paß du auf, ob John Sinclair kommt. Wenn er da ist, soll er Sir James anrufen, damit der ihn in den Fall einweihen kann. Schließlich können wir auf ihn kaum verzichten.«
Beide ahnten nicht, wie sehr der Geisterjäger John Sinclair bereits mit diesem Fall beschäftigt war und daß er in einer lebensgefährlichen Klemme steckte…

***

Es bestand in der Tat Gefahr für mein Leben!
Die Mumie, von einem unheimlichen Geist beseelt, war aus dem Sarg geklettert und irrte durch den stockfinsteren Laderaum.
Dabei glühten nur ihre Augen, die von den Binden nicht verdeckt wurden. Da der übrige Körper von mir nicht wahrgenommen werden konnte, sah ich nur das Glühen, das etwa in Kopfhöhe über den Boden schwebte.
Zwei Augen, zwei Punkte.
Und sie kamen näher.
Die Mumie bewegte sich auf mich zu. Wahrscheinlich erging es ihr

wie einer Katze. Sie konnte im Dunkeln sehen, während ich nahezu blind war. Nur hatte ich noch den Vorteil, daß ich sie hören konnte. Mit schweren Schritten stampfte sie über den Boden, der bei jedem Aufsetzen des Fußes vibrierte.

Ich hatte meinen Dolch in die Hand genommen. Zudem hing das Kreuz vor meiner Brust. Ich dachte auch an die Gemme. Sie hatte ich einmal in Ägypten bekommen. Ob sie gegen die unheimlichen Kräfte der Mumie ankam?

Vorsichtig bewegte ich mich zur Seite. Dabei versuchte ich, möglichst kein Geräusch zu verursachen. So leise wie es eben ging, schlich ich an der Wand entlang.

Nie ließ ich die Mumie aus den Augen, und sie tat das gleiche bei mir. An der Bewegung der Augen bekam ich mit, daß sie versuchte, mir den Weg abzuschneiden.

Wenn ich mich nach rechts wandte, war sie ebenso schnell und wollte mir in die Quere kommen. Wohin ich mich auch wandte, sie sah und merkte es immer zuerst.

Es wurde zu einem Katze- und Maus-Spiel. Eine ganze Nacht wollte ich nicht im Bauch des Schiffes herumturnen. Es mußte endlich zu einer Entscheidung kommen.

Einmal streifte etwas mein Gesicht. Ich zuckte zusammen, dachte an die Skorpione und wäre fast noch gefallen, bis ein erleichtertes Grinsen über mein Gesicht flog, denn nicht ein Skorpion hatte mich berührt, sondern Teile des herabhängenden Netzes.

Eine simple Lösung des Rätsels…

Durch die letzte Bewegung hatte ich mich nicht so auf meinen Gegner konzentrieren können. Er war nähergekommen, ich hörte seinen schweren Schritt und huschte schnell zur Seite.

Wären die Skorpione nicht dagewesen, hätte ich die Mumie direkt angegriffen, so aber hielt ich mich zurück. Daß sie in der Nähe waren, merkte ich sehr schnell, denn mit dem rechten Fuß zertrat ich eines dieser widerlichen Tiere.

Ich befand mich etwa in der Mitte des gewaltigen Stauraums und wollte weiter, als es passierte.

Den Sarg hatte ich vergessen. Er bildete eine regelrechte Stolperfalle. Zwar fiel ich nicht über das gläserne Unterteil, aber der Deckel reichte auch.

Ich merkte den Widerstand an den Füßen, wollte den Deckel noch überspringen, schaffte es jedoch nicht. Mit der Hacke rutschte ich auf der gläsernen Fläche aus.

Schwer fiel ich auf mein Hinterteil und spürte wieder eine Bewegung an meinem Hosenbein.

Ein Skorpion.

Diesmal hatte ich kein Licht zur Verfügung. Ich hoffte nur, daß ich

ihn auch im Dunkeln traf, bewegte die Hand mit dem Dolch, berührte das Tier auch, schleuderte es zu Boden und stach noch einmal zu, wobei ich glücklicherweise mitten ins Zentrum traf.

Ein grünliches Leuchten, das Sprühen wie bei einer Wunderkerze, dann war es vorbei.

Ich wollte wieder hoch, hatte mich auch bereits erhoben, als die Mumie angriff.

Zwar konnte ich ihre dumpfen Schritte vernehmen, doch ich rechnete nicht damit, daß sie schon so nahe an mich herangekommen war und ihre Pranke auf meine Schultern hieb.

Der Schlag war so hart geführt worden, daß ich das Gleichgewicht verlor und nach hinten kippte, wobei ich wieder über den Sargdeckel fiel.

Über mir hörte ich ein undefinierbares Geräusch, und im nächsten Augenblick spürte ich die bandagierte Pranke genau in meinem Gesicht.

Dieser harte Griff überraschte und schockte mich so sehr, daß ich zu keiner Gegenreaktion kam. Die Mumie riß meinen Kopf in den Nacken und zog mich mit, so daß ich auf den Rücken fiel. Die hochstehenden seitlichen Kanten des Sargdeckels spürte ich an meiner Hüfte, und eine zweite Hand griff in mein Haar, wobei sie mich einfach weiterzog.

Ich schrie vor Schmerzen.

Die Mumie kannte kein Pardon. Sie riß mich weiter, und sie konnte ihre Finger bewegen, was natürlich noch schlechter für mich war, so hatte sie immer einen festen Halt in meinem Haar.

Alles ging sehr schnell. Ich kam nicht einmal mehr dazu, meinen Dolch einzusetzen, in dem ich den Arm nach hinten schleuderte, um die Spitze in den Körper der Mumie zu stoßen, denn sie löste blitzschnell ihre Hand aus meinem Haar, nahm die andere von meinem Gesicht weg und preßte dann beide Pranken gegen meine Wangen, wobei sie den Kopf umklammerte wie die Backen eines Schraubstocks das Stück Eisen.

Der Druck wurde mörderisch und ging gleichzeitig über in eine Drehung. Da wußte ich, was mein Gegner vorhatte.

Er wollte mir im wahrsten Sinne des Wortes den Hals umdrehen!

***

Alexandria.

So also hieß das Schiff, und der Chinese hatte sich den Namen sehr gut gemerkt. Er kannte sich auch im Hafen aus, und er wußte, wo die Überseeschiffe anlegten.

Dieser Pier war sein Ziel!

Suko hatte wieder seine Harley genommen. Mit ihr war er schneller,

die Maschine war ihm vertraut. So rasch wie möglich wollte er den Hafen erreichen. Suko ahnte, daß er keine Zeit verlieren durfte. Es kam jetzt auf jede Minute an.

Geduckt hockte er auf dem Sattel. Während er sich auf den Verkehr konzentrierte, dachte er gleichzeitig an Myxin und Kara.

Wenn die beiden erschienen und warnten, dann lag etwas in der Luft. Kara war eine mystische Person. Durch ihr Erbe war sie in die Lage gekommen, dämonische Gefahren zu orten und rechtzeitig zu warnen. Leider gelang ihr das nicht so hundertprozentig, als wenn sie den Trank des Vergessens besessen hätte. Damit konnte sie tatsächlich in andere Dimensionen reisen und auch schon Angriffe im Keim ersticken helfen.

Suko hoffte, daß Kara den Trank irgendwann einmal finden würde. Bisher hatte sie vergeblich danach gesucht, und sie war so mancher Spur nachgegangen, die ins Leere führte.

Suko erreichte den Hafen.

Ein heißer Sommertag näherte sich seinem Ende. In der Nähe des Wassers wehte zwar ein etwas stärkerer Wind, als in der City, dafür war die Luft auch schwüler.

Dem Wetter hatten die Menschen Rechnung getragen. Wer in der Nähe wohnte, den hielt nichts mehr in den mietskasernenartigen Häusern. Die Leute verließen die stickigen Zimmer ihrer Häuser, um sich im Freien ein wenig Luft zu verschaffen.

Der Wetterbericht hatte bereits vor Unwettern gewarnt. Unter Umständen würden sich in der nächsten Nacht schon Regen und Sturm über dem Land austoben.

Alles deutete darauf hin. Die Luft war irgendwie anders. Der Schall lief weiter, war deutlicher zu hören, und das Lachen der Menschen sowie die Musikfetzen, die aus den offenen Türen drangen, wirkten irgendwie falsch und künstlich.

In den Gassen des Hafenviertels waren auch zahlreiche Menschen unterwegs. Die Dirnen machten gute Geschäfte. Noch bessere die Wirte der Kneipen und Bars. Hier stand der Bierhahn nie still.

Suko ließ die Gegend schnell hinter sich und gelangte in den Bereich, wo tagsüber schwer gearbeitet wurde. Um diese Zeit war der Himmel grau geworden, dicke Wolken vereinigten sich mit dem Beginn der Dämmerung. Und zwischen den grauen Fronten leuchteten blasse Farben, von violett bis schwefelgelb.

Auch der Fahrtwind kühlte nicht. Er war warm, schwül und schien dicker zu sein als sonst.

Noch spaltete kein Blitz das Grau der Dämmerung, aber das Unwetter würde nicht lange auf sich warten lassen, davon war der Chinese restlos überzeugt.

Dabei dachte er auch an das Unwetter, in das sie hineingeraten

waren als sie den Monster-Club bekämpften und auf der Jagd nach Lupinas Sohn waren. Da hatte es wahre Sturzfluten geregnet und Teile von London unter Wasser gesetzt.

Nur wenige Menschen begegneten dem Chinesen. Einmal mußte er anhalten, um eine Hafenbahn passieren zu lassen. Die Waggons waren mit Kohle beladen. Über den einzelnen dunklen Bergen hingen schwache Staubschleier.

Die Reihe der Loren versperrte Suko die Sicht. Als er wieder ungehindert sehen konnte, da erkannte er die Masten der am Pier liegenden großen Schiffe.

Auch die Alexandria mußte sich unter ihnen befinden. Suko hielt auch Ausschau nach Kara und Myxin. Er rechnete damit, daß sie sich in der Nähe befanden, doch so sehr er sich auch anstrengte, entdecken konnte er die beiden nicht.

Bis direkt auf den Pier zu rollen, wäre zu auffällig gewesen, aus diesem Grund suchte Suko nach einem Platz, wo er die Harley abstellen konnte.

Er fand ihn hinter einem elektrischen Verteilerkasten.

Suko schloß die Maschine ab, entledigte sich seines Helms, ließ aber die dunkle Lederjacke trotz der Hitze an, denn so konnte er besser seine Waffen verbergen.

Dann schritt er auf die hintereinander liegenden Schiffe zu.

Menschenleer war der Kai nicht. Vom ersteh Schiff liefen die Mitglieder der Besatzung die Gangway hinab. Sie hatten prächtige Laune mitgebracht. Ihren Worten entnahm Suko, daß sie ein richtiges Faß aufwachen wollten. Einige von ihnen schwangen jetzt schon die Brandyflaschen. Und das bei der Hitze.

Suko schritt die Reihe der am Kai liegenden Schiffe ab. Und er entdeckte die Alexandria. Ihr Name war mit großen Buchstaben an den Bug gepinselt worden.

Der Chinese blieb stehen. Alles deutete daraufhin, daß sich das Schiff auf eine längere Wartezeit eingerichtet hatte. Starke Seile bildeten die Vertäuung. Sie waren ein paarmal um die hohen Eisenpoller gewickelt worden und würden auch halten.

Suko ging ein paar Schritte zurück. Er schaute an der Bordwand hoch, doch das Deck konnte er nicht sehen, das Schiff war zu groß. Nur die Reling entdeckte er, das war alles. Ein weißer Streifen hob sich von Bord ab und lief rings um das Schiff.

Einladend war die Gangway nach unten gelassen worden. So etwas ließ sich Suko natürlich nicht entgehen. Er schaute sich zuvor noch um, ob er nicht beobachtet wurde, sah aber niemanden, der sich für ihn interessierte.

Suko wagte es.

Einen Grund für sein An-Bord-gehen würde ihm schon einfallen,

wenn man ihn erwischte. Er war da ziemlich flexibel. Allerdings bemühte er sich, ziemlich leise zu gehen, als er die schiefe Ebene der Gangway hochstieg.

Am Top hing die ägyptische Flagge ziemlich müde nach unten.

Der Wind schlief immer mehr ein, ein Zeichen, daß es nicht mehr lange bis zum großen Knall dauern konnte. Die Schreie der Möwen hörten sich in der seltsamen Luft lauter an als üblich.

Der Boden federte unter den Schritten des Chinesen. Nur noch wenige Yards, dann hatte es Suko geschafft.

Der Weg auf das Schiff war nicht verbaut. Der Chinese konnte ohne Mühe das Deck betreten.

Hier blieb er stehen.

Wieder einmal wurde er von der Größe des Schiffs beeindruckt.

Sein Blick glitt über die gewaltigen Aufbauten, die hohe Brücke, die Masten, die blitzenden Antennen der Funkanlage und über den freien Teil des Decks, unter dem sich auch die Laderäume befanden.

Menschen sah er nicht.

So ein Kahn fuhr nicht ohne Besatzung. Da waren zahlreiche Männer nötig, um den Betrieb aufrecht zu erhalten. Für Suko gab es zwei Möglichkeiten. Entweder hatte die Besatzung den Kahn verlassen, oder sie befand sich unter Deck.

Sir James hatte von einer geheimnisvollen Fracht gesprochen, die das Schiff geladen haben sollte.

Wo steckte die Fracht? Und war sie mit der identisch, von der auch Kara geredet hatte?

Der Chinese hatte keine Ahnung. Er hoffte aber, auf seinem Gang durch und über das Schiff, den nötigen Aufschluß zu bekommen, denn daß er die Alexandria durchsuchen wollte, stand für ihn fest.

Zunächst orientierte er sich in Richtung Brücke. Er hielt sich dabei dicht an der Backbord-Reling, denn hier hatte er einen günstigen Weg gefunden.

Schon wuchsen vor ihm die gewaltigen Aufbauten der Brücke hoch. Er sah die riesige Panoramascheibe und darüber, auf dem Dach der Brücke, die blitzenden Antennen.

Kein Laut war zu hören.

Die Stille gefiel dem Chinesen nicht. Wenn er nach oben schaute, sah er die Möwen, und es kam ihm vor, als würden sogar diese Vögel einen Bogen um das Schiff fliegen.

Suko kannte die Anzeichen. Tiere merken zumeist stärker als die Menschen, daß etwas nicht stimmte. Sie waren sensibler, sie spürten das drohende Unheil.

Vor dem breiten Brückenaufgang blieb Suko stehen. Schneeweiß waren Stufen und Geländer gestrichen. Auch hier sah Suko keinen Menschen, so faßte er die Gelegenheit beim Schopf und stieg die

Treppe hoch.
Suko ließ sich Zeit. Ein paarmal schaute er sich um. Er ahnte, daß man ihn beobachtete, doch einen Gegner konnte er nicht entdecken. Die Stille lastete über dem Schiff.
Dann erreichte er die Tür.
Verschlossen war sie nicht. Suko konnte sie aufstoßen und betrat die Brücke des Schiffes.
Sein Blick glitt über die zahlreichen Konsolen und Instrumente. Er hatte schon des öfteren Schiffe dieser Art gesehen und auch erlebt. Er kannte sich aus, und er wußte, ob ein Schiff in Ordnung war oder nicht.
Dieses hier war top!
Die Tür schwang hinter ihm zu. Drei Schritte ging der Chinese vor.
Er war die einzige Person auf der Brücke. Dann blieb er stehen, drehte seinen Kopf und der Blick streifte die Konsolen sowie die Instrumente.
Nichts Verdächtiges.
In einer Ecke war die Funkbude abgeteilt. Eine spanische Wand schützte den Funker und schirmte ihn auch vor den Geräuschen der übrigen Umgebung ab.
Suko wollte es gründlicher machen und auch hinter die Wand schauen. Möglichst leise bewegte er sich voran, mit der rechten Hand schob er die Wand zur Seite und blieb wie erstarrt stehen, denn er hatte die Gestalt auf dem Stuhl sitzen sehen.
Es war ein Mann. Sein Oberkörper war nach vorn gesunken. Die Arme hatte er angewinkelt und aufgestützt.
Suko streckte seine Hand aus und berührte ihn an der Schulter.
Entweder schlief der Mann, oder er war tot. Der Chinese rechnete leider mit beidem.
Beim ersten Kontakt rührte sich der Mann nicht. Als Suko das zweite Mal nachgriff, zeigte er eine Reaktion.
Plötzlich schnellte er hoch. So hastig, daß selbst Suko davon überrascht wurde. Der Chinese vernahm ein Jaulen und Knurren, aber es drang nicht aus dem Mund eines Menschen, sondern aus dem Maul eines Schakals…

***

Vor ihm stand ein Monster!
Ein Mensch mit dem Kopf eines Schakals. Unheimlich anzusehen, und Suko dachte daran, daß der altägyptische Totengott und Herr der Unterwelt, Anubis, ebenfalls in Schakalform dargestellt wurde.
Auch sein Körper zeigte so einen Kopf.
Hatte er es hier mit einem Diener dieses Götzen zu tun? Lange darüber nachdenken konnte Suko nicht, denn das Untier vor ihm griff

ihn direkt an.

Seinen Rachen hatte es so weit aufgerissen, daß die Kiefer fast ausgerenkt wurden. Eine graue Zunge stieß daraus hervor, die Augen leuchteten in einem seltsamen Gelb, in dessen Mitte sich allerdings ein schwarzer Punkt befand.

Die Attacke erfolgte so schnell, daß Suko nicht dazu kam, die Beretta zu ziehen. Er konnte nur noch seinen Arm hochreißen, und so verbissen sich die beiden Zahnreihen nicht in seinem Fleisch, sondern hackten in das Leder der Jacke.

Zum Glück drangen sie nicht durch, und Suko konnte seinen Gegner fortschleudern, in dem er ihm noch mit der linken Faust einen fürchterlichen Hieb versetzte.

Das Schakalmonstrum segelte quer über die Brücke und prallte gegen das große Ruder. Es war natürlich nicht erledigt, schüttelte sich einmal und kam wieder auf die Füße.

Erneut wollte es angreifen.

Zwei Schüsse krachten.

Suko hatte die Beretta gezogen, kurz gezielt und auch getroffen.

Beide Silbergeschosse hieben in den häßlichen Schakalschädel und warfen ihn nach hinten — aber sie zerstörten ihn nicht.

Dieses Monstrum war gegen geweihtes Silber resistent.

Aus den Wunden drang eine gallertartige, dunkle Flüssigkeit, lief über die Schnauze und tropfte zu Boden, was die Bestie nicht weiter kümmerte, denn sie ging Suko an.

Mit dem Waffenlauf schlug Suko zu. Bevor die noch menschlichen Hände ihn umfassen konnten, hatte er den Lauf schon in das Schakalgesicht des Monstrums gehämmert.

Es gab ein dumpfes Geräusch, als die Pistole traf, und der Angreifer wurde wieder zurückgeschleudert. Das gab Suko Gelegenheit, ebenfalls Distanz zu gewinnen. Er sprang dabei zurück, und zog noch in der Bewegung seine Dämonenpeitsche.

Einmal schlug er den Kreis über den Boden, danach fielen die drei Riemen aus dem Griff.

Geschickt balancierte Suko die Peitsche in der rechten Hand und wartete auf einen günstigen. Moment, um zuschlagen zu können.

Der schakalköpfige Dämon starrte ihn an. Er sah schrecklich aus, denn die beiden Treffer der Silberkugeln hatten ihn schwer gezeichnet. Über den Augen war die Haut aufgerissen. Knochen kamen zum Vorschein. Sie schimmerten wie beinerne Grüße in dem sonst dunklen Fell der widerlichen Visage.

Jetzt ging auch der Chinese wieder vor. Den rechten Arm hatte er gesenkt. Die Riemen der Peitsche schleiften über den Boden.

Suko wollte näher an seinen Gegner herankommen, um die Treffsicherheit zu erhöhen.

Da flog hinter ihm der Zugang zur Brücke auf. Suko stand sehr dicht davor, er hörte das Geräusch auch, wollte noch weg, doch die Tür traf seinen Rücken und schleuderte ihn nach vorn.

Obwohl Suko es nicht sehen konnte, glaubte er daran, daß ein zweiter Schakalmensch die Brücke betreten hatte. So war es auch, und das Monstrum sprang den Chinesen an.

Es hieb in Sukos Rücken, Hände hackten sich an seinen beiden Schultern fest und zerrten den Inspektor zurück. Suko geriet ins Stolpern, rutschte aus und konnte auch dem Druck des Gegners nichts entgegensetzen. Er wurde zu Boden gerissen.

Es kam selten vor, daß Suko von Wesen aus dem Schattenreich so überlistet wurde. Hier jedoch war es geschehen, und der sonst so wachsame Suko befand sich plötzlich in Lebensgefahr.

Die beiden Schakal-Monstren hatten erkannt, daß der Chinese in der Dämonenpeitsche eine brandgefährliche Waffe besaß. Sie galt es zu erreichen.

Sofort schnappten die Mäuler nach Sukos rechten Arm. Sie wollten ihn zerbeißen, damit der Gegner die Waffe aus der Hand geben mußte. Suko konnte ihn noch anwinkeln, völlig jedoch bekam er ihn nicht aus dem Gefahrenbereich. Die Zähne des schakalköpfigen Monstrums zerrissen das Leder und streiften auch seine Haut.

Zwei Hände schnappten zu.

Es war das zweite Wesen, das in den Kampf eingriff. In Höhe des Ellbogens packten sie Sukos Arm und bogen ihn nach außen.

Das Wesen hatte Kraft. Obwohl Suko wirklich kein Schwächling war, schaffte er es nicht, sich aus dem Griff zu lösen. Mit einer gekonnten Drehung schraubten die Gegner Sukos Arm zurück.

Wenn er den Arm nicht brechen wollte, mußte er die Peitsche fallen lassen.

Suko öffnete die Faust. Als ihm die Peitsche aus der Handfläche glitt, stießen die beiden Monstren heisere Triumphlaute aus, denn endlich hatten sie es geschafft.

Jetzt war ihr Gegner wehrlos.

Doch der Chinese konnte sich auch anders verteidigen. Die beiden Hände, die seinen Arm umklammerten, drückten ihn nicht mehr so fest zusammen. Mit einem heftigen Ruck kam Suko frei, drehte seinen Körper in eine Rolle Rückwärts, schleuderte auch die Beine dabei vor und katapultierte seine Füße gegen den Körper eines Schakalköpfigen.

Der wurde fast bis zur Tür geschleudert. Erst dort konnte er sich fangen und stieß sich wieder ab.

Geschmeidig kam der durchtrainierte Chinese auf die Füße.

Vielleicht eine halbe Sekunde zu spät. Seinem zweiten Gegner war es gelungen, sich der Dämonenpeitsche zu bemächtigen. Die Riemen der Peitsche hatten ihn noch nicht berührt. Er ahnte jedoch, daß er eine

gute Waffe in der Hand hielt, und aus der Drehung schlug er damit zu.

Suko wollte noch hochspringen und ausweichen, da hatte der andere schon zugeschlagen. Die drei Peitschenriemen befanden sich bereits auf dem Weg, die Richtung ließ sich nicht mehr ändern, und Suko wurden die Riemen um die Ohren geschleudert. Am Hals, an der Brust und an den Wangen wurde er getroffen. Das Leder biß in seine Haut. Wäre Suko jetzt ein Dämon gewesen, hätte er nicht überlebt. So verspürte er zwar die Schmerzen, aber er blieb am Leben und torkelte nur zurück, wobei er allerdings Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben.

Er hörte vor sich ein heiseres Bellen. Dieser Laut mußte Freude ausdrücken, und das Monstrum machte sich bereit, zum zweitenmal zuzuschlagen.

Der Chinese hatte keine Lust, abermals mit seiner eigenen Peitsche Bekanntschaft zu machen, deshalb reagierte er sofort, riß sein rechtes Bein hoch und stieß sich gleichzeitig ab. Durch diese Aktion ging er voll in seinen Gegner hinein.

Sie krachten zusammen, der Schlag streifte Sukos Bein, und beide fielen zu Boden.

Doch da war noch der zweite. Es war die Bestie mit den beiden Kugellöchern im Kopf, und der Haß trieb sie voran. Sie hatte bemerkt, daß der Mensch so einfach nicht zu erledigen war, deshalb versuchte sie es anders.

Der Schakalköpfige, der die Uniform eines Besatzungsmitglieds trug und bis auf den Kopf aussah wie ein Mensch, sprang an den beiden Kämpfenden vorbei auf eine der zahlreichen Konsolen zu, deren Schublade er aufriß.

Dort lag eine geladene Waffe.

Es war ein Revolver. 38er Smith & Wesson.

Einer Kugel würde Suko kaum entgehen können, so schnell war er auch nicht.

Der Schakalköpfige nahm den Revolver in beide Hände, schwenkte die Arme herum und suchte sein Ziel.

Es war Sukos Rücken!

***

Die Mumie wollte mir das Gesicht auf den Rücken drehen!

Ein grausamer Tod stand dicht bevor, ich roch den Moder, der von dieser Gestalt ausging, und ich spürte bereits die Schmerzen, die am Hals begannen und sich weiter fortpflanzten.

Wie lange konnte ich widerstehen? Eine Sekunde — zwei?

In meiner Verzweiflung brüllte ich wie am Spieß, warf meine Arme hoch und hielt noch wie im Krampf meinen geweihten Silberdolch in der rechten Hand.

Mit einem Erfolg hatte ich schon nicht gerechnet, dann jedoch vernahm ich hinter mir einen schnaubenden Laut, der mir den Ärger der Mumie verriet.

Sie ließ mich los.

Im ersten Augenblick konnte ich es nicht begreifen, rollte mich dann jedoch vom Rücken auf die Seite und stemmte mich in die Höhe. Wie ein Betrunkener taumelte ich durch den verdammten Lagerraum, stieß irgendwann gegen die Wand und blieb schweratmend stehen. Weit hatte ich meinen Mund aufgerissen, der Hals schmerzte, als hätte die Haut in Brennesseln gelegen.

Ich war erschöpft und stand so ziemlich am Ende meiner Leistungsfähigkeit. Vor meinen Augen drehten sich rote Kreise, ich hatte Mühe, wieder zu mir selbst zu finden. Als es endlich so weit war, stellte ich fest, daß die roten Kreise noch längst nicht verschwunden waren.

Sie existierten nach wie vor.

Die Erinnerung kam erst allmählich und ziemlich langsam. Die Kreise hatten nicht meine eigene Erschöpfung produziert, es waren die Augen der Mumie, die zwischen den Gesichtsbandagen leuchteten und mich abermals anstarrten.

Nein, Radamar hatte nicht aufgegeben. So leicht ließ er sein Opfer nicht aus den Klauen. Der Kampf ging weiter, daran gab es für mich nichts mehr zu rütteln.

Ich blieb nicht mehr auf der Stelle stehen, sondern schob mich dicht an der Wand entlang zur Seite. In dieser verdammten Finsternis kannte ich mich überhaupt nicht aus, und ich hörte die schweren Schritte der Mumie, als sie mich verfolgte.

Wo sollte ich hin?

Diese Frage hatte ich mir schon mehr als einmal gestellt und noch keine Antwort gefunden. Der Stauraum bot keinerlei Deckungsmöglichkeiten, so daß ich an einem Kampf letztendlich nicht vorbeikam. Dann würde sich herausstellen, wer besser war, und ich hatte das fatale Gefühl, nur auf der zweiten Siegerstraße zu laufen.

Zudem gab es noch die Skorpione, die ich längst nicht alle zertreten hatte.

Auch sie waren nicht zu unterschätzende Gegner. Ich mußte mich davor hüten, zu Boden zu fallen, denn dann bekamen sie die Chance, ihren Giftstachel gegen mich einzusetzen.

Insgesamt keine guten Aussichten, so eingesperrt zu sein im Laderaum eines völlig fremden Schiffes, zusammen mit einer lebenden Mordmumie und ihren dünnbeinigen Helfern.

Als ich mit der Zunge über meine Oberlippe fuhr, spürte ich den Schweiß, der darauf lag. Erholt hatte ich mich nicht. Nach wie vor klebte mir die Kleidung am Körper. Das Zittern der Knie verriet

Erschöpfung.
Die Mumie behielt ich im Blickfeld. Zum Glück schimmerten die rötlichen Augen durch den Spalt im sonst bandagierten Gesicht.
Da konnte ich immer sehen, wo sich mein Gegner aufhielt.
Momentan links von mir.
Dort war sie zur Ruhe gekommen. Anscheinend suchte sie nach einer neuen List, um mich zu vernichten. Aber da sollte sie sich geschnitten haben. Noch lebte ich. Mittlerweile hatte ich auch mein kleines Tief und die Depression überwunden, ich wollte nicht aufgeben und mich ducken, nicht vor dieser Mumie.
Genau fixierte ich das Augenpaar. Es hatte sich in den letzten Sekunden nicht vom Fleck bewegt, und ich hoffte, daß dies auch in den nächsten so bleiben würde, denn ich hatte mittlerweile einen Plan gefaßt. Vielmehr eine Idee, die urplötzlich gekommen war.
Das Kreuz durfte ich auf keinen Fall aus der Hand geben, wenn schon eine Waffe, dann den Dolch. Mit ihm konnte ich umgehen.
Ich hatte zwangsläufig lernen müssen, ihn zu schleudern. Und nicht nur das, ich mußte und konnte auch treffen.
Die Augen waren das Ziel. Oder vielmehr der Raum zwischen ihnen. Er bot sich förmlich an. Wenn ich ihn mit dem Dolch traf, dann würde die Silberklinge sicherlich in den Schädel eindringen — und ihn zerstören.
Es war eine verzweifelte Aktion, aber mir blieb in diesen Augenblicken nichts anders übrig.
Leicht ging ich in die Knie. Den Dolch wog ich in der Hand. Es mußte ein Meisterwurf werden. Ich durfte mich auch nicht ablenken lassen, weder von der Mumie, noch von den Skorpionen. Alles sollte stimmen für diesen einzigen entscheidenden Wurf.
Ich nahm die Spitze zwischen die Finger. So konnte ich am besten werfen und brachte meinen Arm langsam nach hinten, um ausholen zu können. Diese Position erlaubte es mir, einigermaßen sicher zu treffen.
Ein wenig knickte ich im linken Knie ein. Der rechte Arm war hocherhoben, die Augen bewegten sich noch immer nicht, ein Zeichen für mich, daß die Mumie stillstand.
Mein Ziel!
Ich mußte es treffen.
Noch einmal tief Luft geholt, den Atem für den entscheidenden Moment angehalten, dann schleuderte ich die Waffe.
Ich sah den silberfarbenen Blitz nicht, wie er durch die Luft fegte, wartete voller Spannung auf den dumpfen Schlag, der unweigerlich folgen mußte, wenn ich getroffen hatte…
Er blieb aus.
Dafür hörte ich ein anderes Geräusch. Auch in gewisser Weise dumpf

zu nennen, aber trotzdem anders.

Irgendwie packte ich noch nicht, daß die Mumie weiterhin lebte, denn ich stand da, atmete flach und mit offenem Mund, starrte auf die roten Augen, vernahm ein dumpf klingendes Keuchen, dazu ein tief in der Kehle geborenes Grunzen, und dann reagierte die Mumie.

Es war mein Instinkt, der mich zu einer Gegenreaktion veranlaßte.

Ich wich zur Seite aus, riß dabei noch schützend die Arme hoch und wurde dennoch getroffen.

Das gläserne Oberteil des Sargs wuchtete mit der Kante gegen mich. Zum Glück hatte ich mein Gesicht geschützt, so daß es nur die Arme traf. Das reichte auch schon. Ich geriet ins Stolpern, spürte den bösen Schmerz und konnte mich nur mit Mühe auf den Beinen halten, als vor mir die Planken dröhnten und die Mumie wieder auf mich zukam.

Während ich mich am Boden überrollte, schoß mir durch den Kopf, was eigentlich geschehen war.

Ich hätte die Mumie normalerweise getroffen, doch sie war schlauer, als ich dachte. Als Deckung hatte sie den gläsernen Deckel sicherheitshalber hochgerissen, denn der Dolch schien ihr doch nicht so geheuer zu sein. Im Dunkeln hatte ich dies nicht sehen können, und so war die Waffe nicht in den Kopf der Mumie gerammt, sondern gegen das stabile Oberteil des Sargs.

Pech für mich!

Und vielleicht sogar mein Ende, denn die Mumie würde bestimmt kein Pardon kennen.

Hörte denn dieser verfluchte Kampf überhaupt nicht auf? Ich ging ein paar kleine Schritte zurück, bis ich über den am Boden liegenden Sargdeckel stolperte.

Er hatte den Dolch abgewehrt, die Mumie konnte sich durch ihn verteidigen, warum sollte ich nicht das gleiche versuchen? Es war ein gutes Mittel, um mich zu wehren.

Ich bückte mich und hatte den Sargdeckel bald gefunden. Dabei peilte ich auch nach vorn, denn ich wollte die Mumie sehen.

Sie kam. Ihre Schritte wuchteten auf den Boden. Für sie hatte ich schon längst verloren, jetzt wo ich den gefährlichen Dolch endgültig los war.

Der Sargdeckel war verflucht schwer. Dabei meint man immer, Glas wäre leicht, aber in diesem Fall stimmte es nicht. Es hatte sein Gewicht. Ich mußte mich anstrengen, um den Sargdeckel hochzuwuchten.

Dabei wirbelten zahlreiche Gedanken durch meinen Kopf. Meine Gegner auf Deck hatten mir nur die Beretta abgenommen. Warum nicht auch das Kreuz und den Dolch. Sie hatten beides schließlich gesehen. Wollten sie vielleicht, daß ich die Mumie verletzte, oder fürchteten sie sich vor meinen Waffen?

Endlich stand der Deckel hochkant. Meine Hände umfaßten ihn an den beiden Längsseiten. Ich mobilisierte meine Kräfte, hatte den Deckel jetzt kniehoch gestemmt und stellte fest, daß die Schritte der Mumie lauter geworden waren.

Sie war in der Nähe.

Mit dem Deckel in beiden Händen startete ich, rannte dem Horrorwesen entgegen, zertrat dabei noch zwei Skorpione, ohne daß ich es recht merkte und schleuderte den Sargdeckel wuchtig von mir.

Ein Aufprall.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich noch das Augenpaar in gleicher Höhe, dann war es verschwunden. Die Mumie hatte mich unterschätzt. Sie hatte schließlich meine Aktion sehen können, aber wohl nicht damit gerechnet, daß ich so konsequent sein konnte. Dieser schwere Sargdeckel hatte auch sie von den Beinen gerissen.

Ziemlich am Ende meiner Kräfte torkelte ich nach vorn. Meine Knie waren weich, ich streifte mein Kreuz über den Kopf und wollte die Mumie jetzt, da sie am Boden lag, angreifen, als etwas geschah, womit ich nie im Leben gerechnet hätte.

Hoch über mir wurde eine Klappe geöffnet.

Ich merkte es an der kühleren Luft, die in einem breiten Schwall in den Lagerraum fächerte und mich von meinem eigentlichen Vorhaben abbrachte.

In halb gebückter Stellung drehte ich mich um, hob meinen Köpf und schaute in die Höhe.

Deutlich zeichnete sich das Rechteck einer offenen Luke an der Decke ab. Weit darüber sah ich einen grauen Himmel und zwei Mastspitzen.

Aber noch etwas geriet in mein Blickfeld.

Eine Person.

Myxin, der Magier!

***

Der Schakalköpfige wollte Suko erschießen!

Obwohl er ein Monstrum war, ein Alptraumgeschöpf zwischen Mensch und Tier, bewies er, daß sein menschliches Denken und Fühlen nicht ganz ausgeschaltet war.

Die Waffe, der Revolver, verkörperte für ihn das Sinnbild der Zerstörung und des Tötens.

So schnell Suko auch war, einer Kugel, die mit ungeheurer Geschwindigkeit den Lauf verließ, konnte er nicht entgehen.

Aber da war noch jemand, den Suko und auch seine Gegner bisher nicht gesehen hatten.

Eine Frau!

Kara, die Schöne aus dem Totenreich.

Plötzlich erschien sie in der offenen Tür der Brücke, und sie trug ein

Erbe ihres Vaters in der rechten Hand.

Das Schwert mit der goldenen Klinge!

Oft genug schon hatte sie damit Dämonen und Wesen aus der Finsternis vernichtet, sie beherrschte diese Waffe meisterhaft, deren Klinge nicht nur golden schimmerte, sondern auch leicht gebogen war.

Aus ihrem Mund drang ein wilder Schrei, als sie erkannte, wie sehr sich die Lage zugespitzt hatte.

Dieser Schrei alarmierte auch den Schakalköpfigen. Er zögerte mit dem Schuß, fuhr herum und schwenkte auch die Waffe mit.

Kara war schnell wie der Blitz. Und noch schneller war ihr Schwert. Ein goldener Streifen schien die Luft zu durchschneiden.

Ein Streifen, der sein Ziel sicher fand und den Arm von der Schulter des Schakalköpfigen trennte.

Dann folgte der nächste Schlag. Geführt von oben nach unten, und er spaltete den häßlichen Schädel des Monstrums.

Die Gefahr war gebannt.

Kara stand vor dem Getöteten und schaute zu, wie er allmählich in die Knie sank. Schwer fiel er zur Seite und blieb neben seinem abgetrennten Arm liegen.

Wo der Arm an der Schulter gesessen hatte und sich nun die große Wunde befand, quoll eine dunkle gallertartige Flüssigkeit hervor, aber kein Blut wie bei einem Menschen.

Kara konnte aufatmen, denn es wäre schlimm für sie gewesen, hätte sie einen Menschen umgebracht.

Noch einer existierte.

Der jedoch wurde von Suko herumgeschleudert. Der Chinese hatte mitbekommen, wer ihn gerettet hatte, und dem Schulterwurf hatte auch das Monstrum nichts entgegenzusetzen.

Es landete krachend auf dem Rücken, rollte vor Karas Füße, und die Schöne aus dem Totenreich hob bereits ihr Schwert, als Suko ihr in den Arm fiel.

»Nein, nicht, ich will noch etwas aus ihm herauskriegen, denn hier blicke ich nicht durch!«

Kara ließ die Waffe sinken.

Suko aber ging dorthin, wo der abgetrennte Arm des Monstrums lag und nahm die Waffe an sich. Er entlud den Revolver. Die Patronen schleuderte er fort.

Kara behielt unterdessen das zweite Monstrum im Auge. Es lag auf dem Rücken. Die Schnauze hatte es aufgerissen. Zahnreihen blitzten, und eine graue Zunge hing zwischen ihnen. Die gelblichen Augen waren verdreht. Sie schielten auf die Klinge, die Kara in der Hand hielt und deren Spitze auf die Brust des Monstrums zeigte.

Suko blieb neben Kara stehen. »Danke«, sagte er. »Ohne dich hätte ich jetzt eine Kugel im Rücken.«

Die Schöne aus dem Totenreich lächelte. »Es war Glück, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin.«
»Und Myxin?«
»Schaut sich auf dem Schiff um, denn hier braut sich einiges zusammen, das kann ich dir sagen. Das Schiff ist verseucht. Und zwar von finsteren Dämonen aus dem alten Ägypten. Da ist ein grausamer Fluch wiedergeboren worden, gegen den wir leider nichts machen können.«
»So schlimm?«
»Der Schakalkopf deutet darauf hin, daß er einem der schlimmsten und schrecklichsten Wesen zur Seite steht, die es im alten Ägypten je gegeben hat.«
»Anubis«, vollendete Suko.
»Genau.«
»Und Radamar?« fragte der Chinese. Kara hob die Schultern.
»Ich weiß auch nicht, wie alles zusammenhängt und welche Rolle Radamar spielt. Auf jeden Fall keine gute, wobei ich hoffe, daß uns unser Freund hier einen besseren Aufschluß geben kann.«
»Wir werden sehen!« Suko richtete seinen Blick auf das Monstrum. Irgendwie wurde er dabei an Lupina, die tote Königin der Wölfe, erinnert. Nur hatte sie einen menschlichen Kopf, während es bei dem Monstrum vor ihm genau umgekehrt war.
»Kann er reden?« fragte der Chinese.
Kara senkte die Spitze ihres Schwerts noch mehr. »Es wird ihm nichts anderes übrigbleiben.«
Beide sahen die Angst in den gelben Augen, und beide waren sie überzeugt, daß sie einiges an Informationen erfahren würden. Die erste Frage stellte Kara.
»Wieviele seid ihr hier auf dem Schiff?«
»Sechs!«
»Mehr nicht?«
»Nein.«
»Wo ist denn die übrige Besatzung?«
»An Land.«
»Weggeschickt«, meinte Suko. »Ziemlich raffiniert. Jetzt sind sie unter sich. Sechs hat er gesagt. Zwei können wir vergessen, ihn und seinen toten Artgenossen. Bleiben noch vier.« Suko wandte sich an den Gefangenen. »Gehört der Kapitän auch dazu?«
»Ja, Radamar ist unser Anführer.«
Kara und Suko schauten sich an.
»Wieso Radamar?« fragte die Schöne aus dem Totenreich.
»Führt die Mumie euer Schiff?«
»Nein, aber der Kapitän und sie haben die gleichen Namen.«
Da Kara nichts sagte, schwieg auch Suko. Die Schöne aus dem

Totenreich dachte nach. Sie legte dabei ihre Stirn in Falten und strich mit der Kuppe des Zeigefingers über den schmalen Nasenrücken. »Das ist ja interessant«, murmelte sie.

»Was ist so interessant?« fragte Suko.

»Die ganze Konstellation. Ich…ich kenne sie. Ich habe schon davon gehört.«

»Wann?«

»Früher.«

Wenn Kara früher meinte, war das nicht gestern oder vorgestern, da konnte man ruhig andere Zeitangaben einsetzen, wie Tausende von Jahren.

»Werde mal deutlicher!« verlangte Suko.

»Da müßte ich eigentlich bis in das alte Ägypten zurückgehen«, sagte sie. »Ich habe dir ja von Radamar erzählt. Er war nicht nur ein Zauberer und Magier, sondern er stand auch mit dem Totenreich und damit zusätzlich mit Anubis in Verbindung. Wer aber den Weg zu Anubis geschafft hatte, den wollte er ganz. Der sollte keinem anderen dienen, sondern ihm voll und ganz zur Verfügung stehen. Das wußte auch Radamar, doch er wollte nicht. Er traute dem Braten nicht, denn er wußte, daß es zahlreiche Götter gab, die sehr stark waren. Deren Gunst wollte er sich ebenfalls versichern. Deshalb griff er zu einer List. Er hatte die Gabe, seine Persönlichkeit zu teilen, das heißt, er konnte seine Seele in zwei Hälften spalten…«

»Ist das nicht ein wenig fantastisch?« fragte Suko.

»Nein, nein, laß mich weiterreden. Radamar teilte also seine Seele in zwei Hälften. Die eine Hälfte stellte er Anubis zur Verfügung, die andere Hälfte diente den Göttern. Beide, Anubis und die Götter, wußten allerdings nichts von dem Spiel des Radamar, der einmal auf der Seite des Bösen stand, zum anderen auf der Seite des Guten. Er trieb ein Doppelspiel und hatte immer noch eine Karte in der Hinterhand. Wie ein Joker, sehr raffiniert gemacht. Während die eine Hälfte der Seele in das Totenreich eindrang, ging die andere nicht in die geheimnisvolle Götterwelt ein, sondern geriet immer wieder in die Körper von Menschen. Ich glaube, es war 500 Jahre nach Radamars Seelenspaltung, da glitt der eine Teil in den Körper eines Weisen, der auch Pharao wurde und dem man nach seinem Tod ein prächtiges Grab gab. Die Leiche wurde einbalsamiert und für eine Mumienbestattung vorbereitet. Allerdings hatte Anubis inzwischen bemerkt, daß er hintergangen worden war und furchtbare Rache geschworen. Durch irgendeine finster Magie gelang es ihm, die Seele des Radamar innerhalb der Mumie zu fesseln, der zweite Teil konnte nicht mehr freikommen, und nur noch der erste lebte. Es war genau der, der Anubis diente.«

»Was hat das alles mit der Gegenwart zu tun?« wollte Suko wissen.

Kara kümmerte sich nicht um seine Frage, sondern wandte sich an den Schakalköpfigen. »Habe ich recht mit meiner Vermutung?«

»Ja.«

»Gut.« Kara lächelte. »Jahrtausende vergingen. Die Menschheit entwickelte sich weiter. Es entstanden neue Länder, neue Völker, die alten Legenden wurden vergessen, aber sie starben nicht. Ebensowenig wie der Geist innerhalb der Mumie verging und auch Anubis seine Rache nicht vergessen hatte. Erst als man die Mumie fand, da wurde der Bann des Totenherrschers gebrochen, der Geist kam wieder frei. Er glitt aus der Mumie, suchte sich ein neues Opfer, aber er fand keins, das ihn ansprach, also kehrte er wieder in den Körper zurück und mußte erleben, daß man ihn, die Mumie, auf ein Schiff lud, um sie nach London zu schaffen, wo sie irgendwann ausgestellt werden sollte. Man hat dabei ziemlich geheimnisvoll getan, die Presse bekam kaum Wind davon, anscheinend wußten die Forscher, in welch eine Gefahr sie sich begaben, obwohl sie es eigentlich nicht glauben konnten. Doch das stimmte. Die Mumie existierte, der Geist hielt sie am Leben. Es ist schrecklich, ich weiß, aber wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen.«

»Und was hat das alles mit der Besatzung des Schiffes zu tun?« erkundigte sich Suko. »Weshalb laufen hier Menschen als Monstren herum?«

»Ganz einfach. Anubis, der Totengott der alten Ägypter, hatte nichts, aber auch gar nichts vergessen. Ich sagte dir ja schon, für ihn spielt die Zeit keine Rolle, und er haßte Radamar noch immer, weil dieser ihn vor Tausenden von Jahren so geleimt oder reingelegt hatte. Denn noch existierte der zweite Teil dieser Seele. Anubis hat ihn nie freigelassen, aber als die Mumie auf dem Schiff war, da griff er an. Er ließ den bösen Geist frei, und dieser drang ein in den Körper des Kapitäns. Wahrscheinlich heißt der Mann in Wirklichkeit überhaupt nicht Radamar, aber der Geist des anderen hat das ehemalige Menschsein völlig überrumpelt, so daß er sich an nichts mehr erinnern kann und jetzt der zweite Geist des Magiers Radamar ist.«

»Dann sind die beiden Feinde.«

Kara lächelte und nickte Suko zu. »Ja, du hast es erfaßt. Hier auf diesem Schiff befinden sich zwei Todfeinde. Anubis hat Schicksal gespielt und die Fäden gezogen. Er hat dafür gesorgt, daß sie zusammenkamen, als Feinde wohlgemerkt. Die Jahrtausende sind vergangen, aber was ist das schon im Mahlstrom der Zeiten, frage ich dich? Für Dämonen und Götter spielt die Zeit keine Rolle.«

»Und woher weißt du das alles?«

»Das ist einfach. Nach dem Untergang von Atlantis haben die, die sich retten konnten, nicht nur im Vakuum gelebt. Wir haben beobachtet, kennen die alten Mythologien und Kulturen. So ist uns die

altägyptische nicht fremd, ebenso wie die minoische Kultur. Wir waren immer in der Nähe, haben unser Wissen gespeichert, was sich nun bemerkbar macht, und zwar im positiven Sinne.«

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte Suko und faßte noch einmal zusammen. »Wenn ich dich richtig verstanden habe, dann haben wir es mit zwei Seiten zu tun. Und zwar mit zwei feindlichen Seiten. Wir müssen gegen die lebende Mumie kämpfen und auch gegen die Diener des Totengotts Anubis.«

»Richtig, Suko.«

»Eine Seite haben wir gefunden. Aber wo steckt die Mumie?«

»Da müßten wir Myxin fragen, denn er ist unterwegs, um die Mumie zu suchen.«

»Und was passiert, wenn sie auf den Kapitän trifft?« erkundigte sich der Chinese.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Ich glaube schon. Es kommt zu einem Kampf.«

»Genau. Obwohl einer dem anderen, unbewußt geholfen hat, sind sie doch Todfeinde. So mußt du es sehen. So und nicht anders, denn Anubis will seine Rache. Nicht umsonst hat er so lange Jahre gewartet. Jetzt ist der Zeitpunkt endlich günstig, und er wird alles daransetzen, um die Rache zu erfüllen.«

»Ja, das glaube ich mittlerweile auch«, meinte Suko. »Was machen wir?«

»Mit Myxin habe ich mir die Arbeit schon geteilt. Wir kümmern uns um Anubis' Diener, er beschäftigt sich mit der Mumie. Das ist alles.«

»Und das ohne John Sinclair«, sagte Suko. »So etwas habe ich auch noch nicht erlebt.«

Kara schüttelte den Kopf. »Es stimmt nicht ganz.«

»Wieso?«

»Myxin hat etwas gespürt. Eine gewisse Ausstrahlung, die auf das Vorhandensein des Kreuzes hindeutet.«

»Was?«

»Ja. John muß in der Nähe sein. Höchstwahrscheinlich befindet er sich sogar auf diesem Schiff.«

Der Chinese verzog die Mundwinkel. »Da werden wir mal unseren Freund hier fragen. Wo befindet sich John Sinclair?«

Der Schakalköpfige mit der menschlichen Stimme gab keine Antwort. Wenigstens keine, die zu verstehen war. Er preßte nur etwas zwischen seinen Zähnen hervor, das sich wie ein wütendes Knurren anhörte. Mehr geschah nicht.

Suko griff zur Peitsche. »Soll ich dich zwingen, du verfluchter Bastard?«

»Nein, nein.«

»Also, wo ist er?«

»Es war ein Mann hier. Von der Polizei. Und ich glaube, daß er Sinclair geheißen hat…«

»Weiter, weiter!« drängte der Chinese.

»Er ist in die Kabine des Kapitäns gegangen.«

»Und dann?«

»Ich war nicht dabei.«

»Er lügt!« stellte Kara sachlich fest.

»Ich war wirklich nicht dabei!« kreischte der Schakalmensch. »Ihr müßt mir glauben.«

»So habe ich es auch nicht gemeint«, sagte Kara. »Ich kann mir schon vorstellen, daß man dich nicht mitgenommen hat. Aber was ist hinterher passiert? Du kannst mir doch nicht weismachen, daß sie sich noch immer in der Kabine befinden.«

»Nein, sie haben sie verlassen.«

»Schon besser. Und wo sind sie hingegangen?«

»Auf Deck. Dort hatte uns Osmin, der Zweite Offizier, schon Bescheid gegeben. Wir haben ihn erwartet.«

»Als Monstren?« wollte Suko wissen.

»Nicht als Verwandelte. Das geschah erst hinterher, als die Dunkelheit kam Wir hatten Revolver und führten ihn über Deck zu einer Luke. Dann haben wir ihn…«

»Hineingeworfen, nicht?« knirschte Suko.

»Ja, ja!« schrie der Schakalköpfige. »Wir stießen ihn hinein, denn unter Deck lauerte die Mumie. Radamar ist dort. Er will Opfer, er will sie, und er bekommt sie auch. Sinclair hat keine Chance…«

Suko und Kara warfen sich einen schnellen Blick zu. In dem Blick des Chinesen stand die unausgesprochene Frage: »Sollen wir?«

Kara verstand. Sie schüttelte auch den Kopf. »Nein, das können wir getrost Myxin überlassen. Er wird sich um John Sinclair kümmern, denn er hat dessen Spur aufgenommen. Für uns ist die andere Seite da.«

Das paßte Suko nicht. Er zog ein Gesicht wie zehn Tage Regenwetter. »Einen Freund im Stich lassen?« murmelte er.

»John befindet sich in guten Händen. Denk daran, daß wir es mit zwei Sorten von Gegnern zu tun haben. Das solltest du nie vergessen. Wir müssen uns um die Diener des Anubis kümmern.«

»Und wo stecken die?«

»Da fragen wir ihn.« Kara wandte sich bereits an den Schakalköpfigen. »Wo befinden sich deine Artgenossen hier unter Deck? Du wirst sie uns zeigen!«

»Ich, ich…«

Kara liftete die Spitze des Schwerts und hob die Waffe dann drohend an. »Ich kann dich auch töten«, versprach sie.

Da zuckte das Wesen zusammen, zog die Beine an und bewegte

seinen häßlichen Schädel, was so etwas wie ein Nicken sein sollte. Kara vertraute ihm und trat einen Schritt zurück, damit der andere aufstehen konnte.

»Du führst uns jetzt zu deinen Freunden!« befahl sie.

»Und denke immer daran, wir sind bei dir, und wir werden dich sofort töten, wenn du irgendwie aus der Reihe tanzen willst.«

Der Schakalköpfige stand auf, drehte sich um und warf noch einen Blick auf seinen toten Artgenossen. Er wußte, daß ihm das gleiche Schicksal drohte, wenn er nicht parierte…

***

Myxin der Magier!

Himmel, mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit dem kleinen Freund, der einmal ein Dämon gewesen war und jetzt auf der Seite des Guten stand. Er hockte am Rand der Luke schaute in die Tiefe und rief mir zu: »Zur Seite, John!«

Ich gehorchte automatisch, denn ich rechnete damit, daß Myxin eingreifen würde. Das tat er auch, denn er hatte in der letzten Zeit fast seine gesamten Kräfte wieder zurückerhalten, auf die er früher so stolz gewesen war.

Wenn man von ihm als Magier sprach, so war er jemand, der die alten Techniken beherrschte, die man vor langer Zeit auch in Atlantis angewendet hatte. Zum Teil gelang es ihm, Materie zu verändern, und er besaß ausgezeichnete Hilfsmittel, über die er sich ausschwieg, denn bisher hatte er kein Wort über die Herkunft verloren.

Ich sah, wie er seine Arme ausstreckte und die Fäuste öffnete. Er hatte etwas zwischen seinen Fingern gehalten, das er jetzt nach unten warf.

Es waren zwei kleine Kugeln, die bläulichgrün schillerten.

Auch die Mumie hatte Myxin gesehen. Instinktiv mußte sie wohl erfaßt haben, daß hier ein harter Gegner vor ihr stand, denn sie machte sich augenblicklich an den Rückzug.

Bisher hatte ich sie nur als unförmig schwankend erlebt. Plötzlich sah ich, wie schnell sie sein konnte. Mit wenigen Schritten hatte sie Distanz zwischen Myxin und mich gebracht, wobei sie sich schon fast an der gegenüberliegenden Wand befand.

Da berührten die Kugeln den Boden.

Es gab einen patschenden Aufschlag, als hätte jemand einen mit Wasser gefüllten Luftballon geworfen, aber es spritzte kein Wasser aus den Kugeln, sondern das Gegenteil.

Feuer!

Grün leuchtend und so hell, daß ich geblendet wurde. Ich riß meine Hände vor die Augen, hörte die röhrenden Schreie der Mumie und torkelte halb blind in die hinterste Ecke des Lagerraums, wo ich mich

zusammenkauerte.
»Du kannst die Augen ruhig öffnen, John!« hörte ich Myxins Stimme.
Wenn er das sagte, war es okay.
Nicht mehr Feuer sah ich, sondern Rauch. Dicker, grüner Rauch, der seltsame Formen und Gestalten produzierte, die mich an geisterhafte Wesen erinnerten.
Ja, das waren Wesen. Deutlich erkannte ich die langen Arme, sah die Körperformen, allerdings auch die Köpfe ohne Gesichter. Die Rauchgeister verdeckten mir die Sicht auf die Mumie, die weiter zurückgewichen war und zudem im Dunkel des Lagerraums verschwand.
Im nächsten Augenblick hörte ich ein Krachen, einen schweren Schlag und das Splittern. Es folgte nur ein irrer wütender Schrei, danach vernahm ich Schritte, dann wurde es still.
»Sie ist geflohen!« Myxin sagte es und ließ sich plötzlich fallen.
Ich hatte den Kopf gedreht, schaute dem kleinen Magier entgegen, der in das Netz fiel, das sehr große Lücken aufwies, sich an den Resten festklammerte, hin und her schwang und sich dann erst fallen ließ, wobei er dicht neben mir aufkam und mich angrinste.
Sein Gesicht mit dem leichten grünlichen Schimmer verriet nichts von seinen Gedanken, auch die dunklen Augen, die unverwandt auf mich gerichtet waren, als er fragte: »Bist du in Ordnung, John?«
»Ja, so gut wie.«
»Kann ich mir vorstellen. Radamar ist kein leichter Gegner.«
Ich wunderte mich erst gar nicht, daß Myxin ihn kannte, sondern nahm es als eine Tatsache hin. Trotzdem wollte ich wissen, wie er mich gefunden hatte.
Auf meine diesbezügliche Frage hin schüttelte er nur den Kopf.
»Später, wir müssen ihn jetzt fangen.«
»Bist du allein?«
»Nein, Kara und Suko sind auch da.«
Das war ein Ding. Da dachte ich, von der übrigen Welt abgeschlossen und nur mit einem mörderischen Gegner allein im Stauraum eines Schiffes zu stecken, als ich plötzlich von dieser Überraschung erfuhr.
Sie war wirklich gelungen. Ich hatte daran noch zu knacken, als der kleine Magier bereits vorgelaufen war. Er tauchte in die Rauchwolken, die langsam ineinandersanken und sich verflüchtigten. Schnell folgte ich meinem Freund. Obwohl ich längere Schritte machte, erreichte Myxin die gegenüberliegende Trennwand als erster.
Sie wies ein Loch auf.
Da hatte es die Mumie doch tatsächlich geschafft, die Wand aufzubrechen: Dahinter lag ein weiterer Laderaum, und die ganze Szenerie erinnerte mich an die, alte Teufelsdschunke, die eines Tages im Londoner Hafen vor Anker gegangen war.

Myxin kletterte schon durch die Öffnung. Ich folgte ihm, ohne daß ich den Kopf einziehen mußte. Von der immensen Kraft der Mumie war ich sehr überrascht. Sie hatte das schwere Holz eingeschlagen, als wäre es nichts.

Leider bestanden diese einzelnen Trennwände nicht aus Metall.

Da hatte man wohl noch gespart, und wir konnten nun der Mumie hinterherlaufen, was mir gar nicht gefiel.

Der nächste Stauraum war stockdunkel. Aber unser Gegner befand sich noch hier. Wir hörten ihn und erkannten auch den Klang seiner Schritte.

An der Schulter hielt ich den kleinen Magier fest, da ich meine Neugierde nicht bezähmen konnte. »Was waren das eben für Rauchbomben?«

Myxin lachte leise. »Nur ein Versuch. Ich bin dabei, nach einem Gegenmittel für Dr. Tods Horrornebel zu suchen.«

Das war ein Ding. Und so etwas Wichtiges erfuhr ich so ganz nebenher. Myxin war wirklich für jede Überraschung gut. Ich freute mich für ihn, denn wenn er seine alten Kräfte zurückhatte, dann sah es ein wenig anders aus.

Mit Myxin hatten wir einen nicht zu unterschätzenden Kampfgefährten. Wenn ich daran dachte, wie deprimiert er früher gewesen war und welch eine Wandlung er nun durchgemacht hatte, konnte man dies schon als allerhand bezeichnen.

»Hast du schon Ergebnisse erzielt?« fragte ich flüsternd.

»Wobei?«

»Bei dem Gegennebel.«

»Nein, ich stehe erst am Beginn.«

Damit war für Myxin die Sache erledigt. Wir konzentrierten uns jetzt auf unseren Gegner. Er mußte in der Dunkelheit irgendwo vor uns stecken. Daran ging kein Weg vorbei. Einen zweiten Ausgang gab es nicht, und die nächste Wand hatte er auch nicht eingerammt, denn das hätten wir längst gehört.

Ich hatte auf dem Weg in diesen zweiten Frachtraum meinen Dolch wieder an mich genommen. So fühlte ich mich etwas wohler in meiner Haut. Während die Mumie dem Nebel noch soeben entkommen war, hatten es die Skorpione nicht geschafft und waren vergangen. Einige tote Körper zeichneten eine Spur fast bis vor die Öffnung.

Myxin und ich verhielten uns still. Ich atmete nur durch den halboffenen Mund, und beide vernahmen wir die Geräusche, die genau uns gegenüber aufklangen.

Sie hörten sich allerdings nicht dumpf an, sondern eher metallisch, und mir kam ein bestimmter Verdacht, den ich auch bestätigt bekam, denn in diesen Stauraum fiel ebenfalls Licht, da unser Gegner eine Luke geöffnet hatte.

Wir sahen seinen Schatten bereits dicht unter der Luke und stellten auch fest, daß die Mumie eine Leiter hochkletterte, die parallel zur Wand nach oben führte.

Mich hielt nichts mehr. Auch Myxin rannte. Allerdings nur zwei Schritte, dann machte er von einer Fähigkeit Gebrauch, die ich auch gern besessen hätte.

Er konzentrierte sich für einen Moment und teleportierte sich selbst an mir vorbei, bis er die Leiter erreicht hatte. Noch wesentlich früher als ich.

»Ja, ja!« rief ich, »jetzt noch hoch!« Myxin aber hob die schmalen Schultern.

»Tut mir leid, John. Darin bin ich noch nicht perfekt.«

Es war ziemlich schwierig für mich, die Metalleiter zu erklimmen, da ich nur mit den Fußspitzen Halt fand. Zweimal rutschte ich ab, konnte mich allerdings sofort fangen, erreichte die Öffnung und streckte meinen Kopf ins Freie, wobei ich sofort den Mund weit öffnete und die frische Luft tief einatmete.

Beide Hände stemmte ich auf den Rand und schnellte in die Höhe. Dann war ich an Deck.

Endlich frei!

Myxin kam auch. Ich hatte die Mumie bereits entdeckt. Sie rannte quer über das Schiff, eine unheimliche Gestalt, vom letzten Widerschein der Kailichter erfaßt. Sie war schwer, und ihre Schritte dröhnten auf dem Metall der Laderaumdecken.

Nein, die packten wir nicht mehr.

An der Backbordseite blieb sie für einen Moment stehen, hob drohend die Faust, kletterte auf die Reling und ließ sich fallen.

Wir hörten es noch klatschen, als sie in das schmutzige Hafenwasser fiel.

Dann wurde es still.

Als wir die Stelle erreichten, war von der Mumie nichts mehr zu sehen. Zudem war unser Standort viel zu hoch, wir sahen nicht einmal die Wellen an der Aufschlagstelle, sie hatten sich längst verlaufen.

Ich drückte mich wieder zurück und gab einen unfeinen Kommentar von mir.

Myxin lächelte. »Glaube nur nicht, John, daß die Mumie versunken ist. Radamar lebt, und wir werden noch von ihm hören…«

***

Der Mann mit dem Schakalkopf wußte genau, was ihm blühte, wenn er sich nicht im Sinne seiner Bewacher verhielt, deshalb versuchte er es erst nicht, sich gegen die Befehle und Anordnungen der anderen beiden aufzulehnen.

Von der Brücke waren sie auf das Hauptdeck gegangen, und jetzt

führte sie der Schakalköpfige über eine Leiter einen Niedergang hinab, der auch zur Kapitänskabine ging, denn sie hatten Kara und Suko als Ziel angegeben, da sie keine Lust hatten, mit ihrem Gefangenen quer über den Kahn geschleppt zu werden. Für Schiffsbesichtigungen waren sie nicht gekommen.

Auf dem oberen Deck hatte Suko ein paarmal seinen Blick schweifen lassen, ohne jedoch eine Spur von seinem John Sinclair zu entdecken. Auch Myxin hatte er nicht gesehen.

Nun war es ziemlich dunkel. Es brannten kaum Lichter, nur die Notbeleuchtung war eingeschaltet und die auf der Brücke. Ihr grünlicher Schein füllte den großen Raum aus.

Natürlich rechneten beide damit, daß ihre anderen Gegner Bescheid wußten. Schließlich waren die beiden Schakalköpfigen nicht zurückgekehrt. Kara und Suko gaben sich sehr wachsam.

Sie hatten ihre Waffen nicht aus den Händen gelegt. Kara hielt das Schwert mit der goldenen Klinge in der Rechten und Suko seine mit Silberkugeln geladene Beretta.

Die Dämonenpeitsche steckte dabei ausgefahren im Gürtel. Die Öffnung zweigte dabei zum Kinn hin, während die drei Riemen aus ihr herabhingen.

Auffallend war die Stille. Nur ein weit entferntes Summen war zu hören. Wahrscheinlich stammte es von einem Hauptaggregat, das die Kühlung in Gang hielt.

Ohne es zu wissen, gingen sie den gleichen Weg, den auch John Sinclair gelaufen war. Dies hier war kein nobel eingerichtetes Passagierschiff, hier bestanden die Unterlagen nicht aus Holz und waren zudem durch Teppiche schallschluckend gedämpft, sondern aus Metall. Die Schritte der drei klangen in der Stille ziemlich laut.

Sie erreichten einen Gang, der zur Kapitänskabine führen mußte.

Wenigstens erklärte dies der Gefangene.

Erst einmal blieben sie stehen.

Die Ruhe war verdächtig. Suko und Kara rechneten mit Angriffen, sie hatten ihren Gefangenen in die Mitte genommen und schauten mit mißtrauischen Blicken den Gang entlang.

Vor ihm zweigten einige Türen ab. Was dahinter lag, wußten sie nicht. So sehr sie achtgaben, der Schakalköpfige legte sie trotzdem rein. Er stieß plötzlich einen markerschütternden Warnschrei aus, der allerdings auf der Stelle abbrach, als Kara einen blitzschnellen Streich mit dem Schwert führte.

Die Klinge drang dem Monstrum in die Brust riß dort eine Wunde aus der die gallertartige Masse quoll, dann sank das Wesen tot zusammen und blieb liegen. Sein Schrei war nicht ungehört geblieben.

Neben Suko flog eine Tür auf. Wie ein Blitz war ein schakalköpfiger Dämonendiener draußen, und er war auch bewaffnet. Suko sah im

letzten Augenblick den Revolver in seiner rechten Hand.

»Vorsicht!« brüllte er und warf sich zu Boden, wobei er noch in die aufflackernde Mündungsflamme schaute, doch die Kugel erreichte ihn nicht. Sie sirrte an seinem Kopf vorbei, prallte gegen die Wand und jaulte als Querschläger davon.

Zu einem zweiten Schuß ließ Kara ihren Gegner nicht kommen.

Sie hatte das Schwert aus dem Handgelenk geschleudert und ausgezeichnet getroffen, denn es steckte in der Brust des Unholds.

Der kippte nach hinten, versperrte die Tür, so daß sein nachfolgender Artgenosse stolperte und dabei die Übersicht verlor.

Er lief genau in den Hieb mit der Peitsche.

Was geweihte Silberkugeln bei ihm nicht schafften, das erledigte die uralte Magie der Dämonenpeitsche. Die drei Riemen, aus der Haut des Herrn der roten Hölle geflochten, zerstörten den unseligen Schädel der Bestie und schleuderte sie zu Boden, wo sie mit zuckenden Gliedern liegenblieb und dann verging.

Kara hatte inzwischen das Schwert aus der Brust des Toten gerissen. Gemeinsam mit Suko sprangen sie in den Raum, aus dem die beiden Monstren gekommen waren.

Er war leer, bis auf die brennenden schwarzen Kerzen, die einen Kreis um die Abbildung des Totengottes Anubis gebildet hatten.

Hier also war die Beschwörung durchgeführt worden.

Ein paar Kerzen waren verloschen. Nur noch drei brannten. Ihr Licht reichte allerdings aus, um die mit Blut gezeichnete Gestalt des Anubis zu erkennen Voller Wut drosch Suko mit der Dämonenpeitsche zu. Er traf die gemalte Gestalt und sprang hastig zurück, als er das Zischen vernahm, das aus dem Kreis drang. Die Kerzen verlöschten, nur noch die Notbeleuchtung im Gang brannte, und eine düstere Rauchwolke bildete sich dort, wo der Schakal mit Blut auf den Bodengezeichnet worden war.

»Komm weiter!« drängte Kara.

Vier Gegner waren erledigt. Den Aussagen ihres Gefangenen zu folgen, mußten es jetzt nur noch zwei sein. Unter ihnen befand sich auch Radamar, der Kapitän und der Gefährlichste von allen.

Gerade ihn wollten Suko und Kara unter allen Umständen stellen.

Systematisch durchsuchten sie die Kabinen. Sie rissen die einzelnen Türen auf, schauten in die dahinter liegenden Räume, aber entdeckten von den Gesuchten keine Spur.

Wo konnten sie stecken?

Kara stand dann als erste vor der Kapitänskabine. Der Name war dort in Messingbuchstaben angeschlagen.

Die Schöne aus dem Totenreich warf Suko einen schnellen Blick zu. Der Chinese hatte sich an die Wand gepreßt und gab Kara mit den Augenlidern ein Zeichen.

Sie sah eine Klinke, streckte den Arm aus, legte die Hand auf das Metall und drückte die Klinke nach unten.

Die Tür war offen.

Kara hämmerte ihren Fuß dagegen, stieß sie auf, und die Tür befand sich noch in der Bewegung, als die Schüsse aufbellten. In rasender Folge wurden sie abgegeben, es war ein Krachen, wie es nur ein Revolver produzierte, und obwohl Kara zur Seite sprang, konnte sie den Geschossen nicht rechtzeitig genug entgehen.

Zwei Einschläge trafen ihren Körper. Der erste in der Hüfte, der zweite ein wenig darüber, an der rechten Seite.

Mit Schrecken sah Suko, daß die Schöne aus dem Totenreich zusammenbrach…

***

Das Wasser schlug über der Mumie zusammen. Es schützte sie wie eine sichere Wand, und als wäre sie ein Stein, so sackte sie in die Tiefe, wobei sie schon bald mit den unförmigen Füßen den Schlamm auf dem Grund des Hafens aufwühlte und weiter sank, so daß sie fast bis zu den Knien in dem Untergrund feststeckte.

So blieb sie erst einmal stehen.

Mit den Armen ruderte sie, um das Gleichgewicht zu halten.

Hinter den uralten, jetzt nassen Bandagen, leuchteten die Augen wie zwei verwaschene, rote Punkte, die sich unter Wasser weiterbewegten, als sich die Mumie in Marsch setzte.

Sie hatte noch längst nicht aufgegeben, denn ihr Plan mußte erfüllt werden.

Der eine Teil ihrer Seele hielt sie am Leben. Früher war es der gute gewesen, jetzt dachte sie nur noch an das Töten. Sie wollte den zweiten Teil der Seele vernichten und auch alle Gegner, die sich ihr in den Weg dabei stellten.

Wichtig für Radamar war die Person, die von Anubis mit dem zweiten Teil der Seele versorgt worden war. Der erste Teil des Plans war nur halb gelungen. Die Mumie hatte sich mit dem Geisterjäger John Sinclair in Verbindung gesetzt, wobei sich ihr Geist sogar der modernen Technik bediente, dem Telefon.

Sinclair war gekommen, er hatte die Totenfeier gestört, weil sich die Diener des Anubis auf ihn konzentrieren mußten, aber sie hatten ihn auch in das Verlies geworfen, wo die Mumie in ihrem gläsernen Sarg lag. Sinclair hatte sie gesehen, das durfte nicht sein, deshalb hatte er sterben sollen, doch er bekam Hilfe.

Ein unheimlicher Magier war aufgetaucht, und instinktiv hatte Radamar vor ihm Angst bekommen. Er konnte ihn nicht richtig einordnen. Ein Mensch schien er nicht zu sein, zu dämonischen Seite gehörte er auch nicht, trotzdem war er so stark wie die

schwarzmagischen Kräfte, die zum Teil auf der Seite von Radamar standen.

Wo dieses kleine grüne Wesen erschien, lauerte die Gefahr. Und ihr wollte die Mumie aus dem Weg gehen, damit sie ihr eigentliches Ziel nicht aus den Augen verlor.

Die Vernichtung der zweiten Seele!

Es machte dem Ungeheuer nichts aus, unter Wasser zu marschieren. Mit einer monotonen Schrittfolge stapfte es durch das Hafenbecken, verließ es dann und geriet in das offene Gewässer des Flusses. Hier wurde es von der Strömung erfaßt, aber es stemmte sich nicht gegen sie, sondern lief mit ihr.

Dabei verloren die Füße nie den Kontakt mit dem Grund. Die Mumie wühlte bei jedem Sehritt Schlamm auf, der sich zu kleinen, dunklen Wolken verdichtete, die nur allmählich wieder in sich zusammenfielen, um auf dem Grund als Schlamm liegenzubleiben.

Niemand ahnte, was da unter Wasser herschritt. Vor zehn Jahren noch hatten in der Themse keine Fische leben können. Nach den Umweltauflagen der Regierung kam die große Reinigung, und jetzt konnten in dem Gewässer wieder Fische existieren.

Sie entdeckten den ungebetenen Gast, schwammen an ihn heran, beäugten ihn neugierig, und wenn sich ein besonders großer Fisch näherte, dann schlug die Mumie nach ihm, ohne ihn jedoch erwischen zu können.

Selbstverständlich war die Themse kein ruhig daherfließendes Gewässer. Auch sie war mit Strudeln und kleinen Stromschnellen reich gesegnet, in die die Mumie hineingeriet. Ein paarmal wurden ihr trotz der Größe die Beine weggerissen, und sie konnte sich kaum halten. Aber sie setzte ihren Weg fort, unterquerte Brücken und näherte sich auch der bekanntesten, der Londoner Tower Bridge, in dessen unmittelbarer Nähe das berühmte alte Gefängnis der Millionenstadt liegt…

***

Der Mann, der geschossen hatte, war Osmin. Allerdings konnte man ihn nicht mehr als Mann oder Menschen bezeichnen, denn er hatte sich inzwischen verwandelt. Auf seinen Schultern saß der Schädel einer Hyäne. Auch bei ihm hatte die Beschwörung des finsteren Totengottes Anubis Erfolge gezeigt.

Und er sah Kara fallen.

Aus seinem weit aufgerissenen Hyänenmaul drang ein fürchterliches Knurren. Endlich hatte er erreicht, was er wollte, und er stürzte vor, damit er aus der Kapitänskabine gelangte.

Auch Suko vernahm seine Schritte. Der Chinese hatte Kara ebenfalls fallen sehen, sein Gesicht verzerrte sich, er hob den rechten Arm, und

als Osmin durch die offene Tür hechtete, da schaute er nicht nach links und rechts, sondern lief genau in den harten Hieb mit der Dämonenpeitsche hinein.

Die drei Riemen trafen ihn voll. Sie rissen ihn fast von den Beinen.

Er stolperte, dachte nicht mehr an seinen Revolver und lief vor bis zur Gangwand, gegen die er prallte, auch mit dem rechten Handgelenk dagegen hieb und die Waffe verlor.

Schreiend brach er zusammen.

Drei dicke Furchen hatten die Riemen der Peitsche in seinem Gesicht hinterlassen. Furchen, die die Tiefe von Fingerlängen hatten und sich immer weiter durch das Fell und in die Haut des schrecklichen Hyänenschädels brannten, wobei sie noch die dunkle gallertartige Masse ausstießen.

Noch einer war übrig.

Der Kapitän.

Normalerweise hätte Suko ihn gesucht, aber er sah Kara am Boden liegen, und es gab ihm einen Stich ins Herz. Suko beugte sich über sie, als Kara ihren Kopf drehte und ihn anlächelte.

»Ist was?« fragte sie.

Der Chinese prallte zurück. »Du bist…du bist nicht…«

»Wer zehntausend Jahre überlebt, dem macht auch eine Kugel nichts aus«, erwiderte sie.

»Aber wie hast du es geschafft? Ich habe deutlich gesehen, wie die beiden Kugeln in deinen Körper eingeschlagen sind.«

Ihr Lächeln wurde rätselhaft. »Als ich ihn sah und merkte, daß ich den Kugeln nicht ausweichen konnte, da verließ mein Ich blitzschnell den Körper, du hast nur eine leere Hülle gesehen, die man nicht töten kann. Eine Hülle ohne Seele.«

Suko strich über seine Stirn. »So langsam wirst du mir unheimlich.«

»Hilf mir lieber hoch«, sagte Kara. »Ich bin schließlich eine schwache Frau.«

»Das habe ich gesehen.« Suko streckte seinen Arm aus. »Du wirst mir immer rätselhafter.«

»Warum haben wir uns in letzter Zeit so wenig gesehen?« fragte sie. »Denk mal darüber nach.«

»Ja und?«

»Myxin und ich wissen, was auf euch und auf uns zukommt. Wir haben die Warnung mit den Großen Alten gut verstanden, und wir müssen etwas finden, womit wir uns verteidigen können, sonst sind wir ihnen hilflos ausgeliefert. Wir forschen und suchen nach alten Gegenkräften, denn noch sind wir hilflos.« Sie streichelte Sukos Wange. »Jetzt aber genug geredet. Du hast ihn erwischt. Und wo ist der Kapitän? Das war er doch nicht — oder?« Dabei wies sie auf den am Boden liegenden dritten Toten. »Nein, nur der erste Offizier.«

»Dann ist der Kapitän vielleicht noch in der…«

Suko ließ Kara nicht erst aussprechen, sondern stürmte über die Schwelle.

Die Kabine war leer.

Aber sie gehörte dem Kapitän, das war an der wertvollen Einrichtung zu erkennen. Suko schaute sich noch weiter um und entdeckte in der der Tür gegenüberliegenden Ecke eine kleine Öffnung.

Es war ein Viereck. Gerade so groß, daß ein Mensch hindurchpaßte. Suko lief hin, kniete sich und schaute in die Öffnung hinein. Er glaubte, aus dieser langen Tunnelröhre sich entfernende Schritte zu hören. Das konnte auch eine Täuschung sein.

»Ist er weg?« fragte Kara. Sie war hinter den Chinesen getreten, der sich jetzt erhob und nickte.

»Leider.«

»Wir könnten das Schiff durchsuchen.«

»Das wird schwer sein.«

»Auf jeden Fall müssen wir an Deck.« Dagegen hatte der Inspektor nichts, und die beiden beeilten sich in der Tat.

Kurz bevor sie an Deck gelangten, hörten sie Schritte. Suko und Kara wollten schon in Deckung gehen, als sie auch die Stimmen vernahmen. Die kamen ihnen sehr bekannt vor.

Eine gehörte Myxin, die andere John Sinclair.

Der Chinese trat vor. »Dich sieht man auch immer dann, wenn man an nichts Böses denkt«, kommentierte er.

Myxin hatte mich ja bereits vorbereitet. Deshalb war ich nicht so überrascht, meinem Freund gegenüberzustehen. Ich begrüßte ihn und Kara. In Stichworten erzählten sie, was sie erlebt hatten.

»Und die Zusammenhänge zwischen den beiden Fällen?« wollte ich wissen.

»Bekommst du später zu hören«, sagte Suko.

»Okay, aber es ist sicher, daß es keine schakalköpfigen Wesen mehr gibt!« stellte ich leicht fragend fest.

»Wenn unser Gefangener nicht gelogen hat«, erwiderte Kara.

»Dafür gab es eigentlich keinen Grund.«

Gemeinsam stiegen wir hoch an Deck. Suko hielt sich an meiner Seite. Flüsternd berichtete er mir, wie es Kara gelungen war, den Kugeln zu entgehen. »Mit ihr werden wir noch einige Überraschungen erleben«, folgerte er.

»Und mit Myxin auch«, sagte ich leise.

»Wieso?«

»Erkläre ich dir später.«

Kara und der kleine Magier blieben stehen. Soweit wir bei der Dunkelheit auch sehen konnten, ein flüchtender Schatten zeichnete sich nicht auf dem Deck ab.

»Dann ist er doch entkommen«, sagte Suko. Ich hörte aus seiner Stimme die Wut.

Noch etwas fiel uns auf.

Das Tuckern eines Diesels, dessen Drehzahl gesteigert wurde, in im nächsten Augenblick schoß unter uns ein Boot über die Wasserfläche. Es war eines dieser Schlauchboote mit Heckmotor, sehr schnell und ungemein wendig. Durch den dunklen Anstrich konnten wir es kaum erkennen.

Nur an der langen dreieckigen Schaumspur, die es hinter sich herzog, merkten wir, was los war.

Im Boot saß eine Gestalt. Sie drehte sich um und blickte zum Schiff hinüber.

Eine Kapitänsuniform trug die Gestalt nicht, sondern dunkle Kleidung, dafür war das Haar heller.

Radamar war die Flucht gelungen — vorläufig jedenfalls. Wir aber erwachten zu einer fieberhaften Aktivität…

***

Die Mumie hatte zwar ein Ziel, doch sie wußte nicht genau, wo es lag. Sie wollte nur die zweite Seele oder vielmehr den zweiten Teil ihrer Seele töten. Um dies durchführen zu können, mußte sie erst einmal wissen, wo sich dieser Teil befand.

Dabei brauchte sie sich wegen der Suche keinerlei Sorgen zu machen.

Die beiden besaßen nicht nur eine gewisse Seelengleichheit, sie konnten auch voreinander nicht davonlaufen. Es gab da gewisse Strömungen, die sowohl die Mumie als auch Radamar empfing und beide immer wieder an ihr Ziel brachte.

Die Mumie kämpfte sich durch die Wellen. Sie wühlte gegen die unterirdischen Strömungen an, die an manchen Stellen ziemlich stark war und das Monstrum von den Beinen reißen wollten.

Ein paarmal blieb sie auch stehen. Dann hob sie die bandagierten Arme und lauschte dem Echo der noch fahrenden Schiffe und auch den Schwingungen, die sie bestimmt bald wahrnehmen würde, wenn Radamar sich in der Nähe befand.

Noch blieb alles stumm.

Sie ging weiter. Mit ihren dicken Beinen wühlte sie den Schlamm am Grund der Themse auf, verschwand für kurze Zeit in den quellenden Wolken, um sie später wieder zu verlassen, wobei sie erneute Schlammwolken hoch wirbelte. So ging es ununterbrochen, bis die Mumie plötzlich stehenblieb.

Sie hatte etwas wahrgenommen!

Einen Gedankenimpuls, ein fernes Tasten, sehr schwach nur, aber die Mumie war sicher, sich nicht getäuscht zu haben.

Und sie änderte ihre Richtung. Sie schritt zwar noch unter Wasser

weiter, doch sie näherte sich nun dem Nordufer des Flusses, wo sie an Land gehen wollte.

Zwei Polizeiboote rauschten über ihr durch das Wasser. Die Männer der Besatzung ahnten nicht einmal, wer da unter ihnen herschritt. Und hätte es ihnen jemand gesagt, sie hätten den Erzähler für einen großen Lügner gehalten.

Das Wasser wurde flacher. Die Mumie merkte auch, daß der Weg zum Ufer hin ein wenig anstieg. Es befand sich eine nicht mehr so starke Wassersäule über ihr, so daß sie es leichter hatte, durch die Fluten zu gehen.

Dann wurde die Umgebung etwas heller. Ein am Ufer sitzender Beobachter hätte bei genauem Hinsehen jetzt schon zwei rote Punkte dicht unter der Oberfläche sehen können.

Sie war da!

Und sie stieg aus den Fluten.

Schwerfällig, von den Wellen noch geschüttelt und immer wieder überspült. Dabei bot sie einen unheimlichen Anblick. Die Bandagen glänzten naß. Dazwischen leuchteten die roten, gefährlichen Augen der unheimlichen Mumie.

Ein Monster stieg an Land. Unbeobachtet von der Welt, aber bereit, sich zu zeigen.

Das Flußwasser spülte gegen den massigen Körper. Die helleren Kämme der Wellen rollten heran und schäumten an der Mumie hoch, die sich immer mehr dem Ufer näherte und schwerfällig an Land stapfte.

Rechts von ihr stach das gewaltige Bauwerk der weltberühmten Tower Bridge in den Himmel. Sie lag im Dunkeln, nur über den Fahrbahnen brannten Lichter.

Und vor der Mumie lag das Gefängnis, der eigentliche Tower. Um dieses Gemäuer rankten sich zahlreiche Geschichten. Dort hatten blutige Hinrichtungen in alter Zeit stattgefunden. Darin wurden aber auch die Kronjuwelen der Königin verwahrt, und zahlreiche Touristen strömten Tag für Tag herbei, um dem Tower einen Besuch abzustatten und dabei eine Gänsehaut zu bekommen, wenn der Führer von der blutigen Vergangenheit berichtete und auch von den Geistern und Gespenstern, die innerhalb des Towers hausen sollten.

Davor stand die Mumie.

Sie wußte nichts von dem Gefängnis, sah nur einen Teil der vor dem Tower herführenden Uferstraße und dahinter die gewaltigen Mauern in den Himmel ragen, über die majestätisch die beiden Türme der Brücke schauten.

Bald hatte die Mumie das Wasser so weit verlassen, daß die heranrollenden Wellen nur noch ihre Füße umspülten. Wenige Schritte, dann stand sie endgültig an Land.

Sie drehte sich und schaute auf das Wasser. Nicht weil sie die Wellen interessierten, sie wollte wissen, ob der andere schon in der Nähe war. Seine Signale hatte sie empfangen.

Kein Mensch sah die Mumie, wie sie sich zu voller Größe aufrichtete und nach Westen starrte, von wo aus sie gekommen war. Das Wasser rann an den Bandagen nach unten, die Mumie hob beide Arme, als wollte sie sich recken sowie die Elastizität ihres Körpers prüfen. Dabei stieß sie ein zufriedenes Grunzen aus.

Sie fühlte sich gut, Radamar sollte nur kommen. Er hatte gegen sie nichts zu bestellen.

Am Ufer blieb sie stehen. Es interessierte sie nicht, was hinter ihrem Rücken geschah, sie hatte nur Augen für die Wasserfläche, denn von dort mußte der Gegner kommen. Der manifestierte zweite Teil ihrer Seele, der sich in dem Menschen und Kapitän festgesetzt und dort eine neue Heimat gefunden hatte.

Die Strömungen wurden stärker. Die Mumie merkte, daß es jetzt nicht mehr lange dauern konnte. Flußaufwärts sah sie ein Boot, das gegen die Strömung fuhr und starke Scheinwerfer an Bord hatte, deren Lichtstrahlen kreisförmig über die düstere Wasserfläche huschten und auch ein anderes Boot erfaßten.

Die Mumie zuckte regelrecht zusammen. Ihre Augen begannen stärker zu glühen, denn sie hatte erkannt, daß das vom Licht gestreifte Boot besetzt war.

Sie konnte die Gestalt zwar nicht genau sehen, aber sie nahm deren gedankliche Ströme auf.

Das war er.

Radamar!

Sein zweites Ich. Seine zweite Seele, die unbedingt ausgelöscht werden mußte.

Das Boot fuhr weiter, der Lichtteppich wanderte, und das andere Boot verschmolz mit der Dunkelheit, die über dem gurgelnden Wasser lag.

Die Mumie lauerte. Dabei senkte sie ihren bandagierten Schädel und starrte auf den Fluß.

Da spürte sie die Gedanken.

Der andere meldete sich. Auch er mußte die Ströme empfangen haben, die von der Mumie ausgingen.

»Ich komme zu dir«, hörte die Mumie. »Gleich bin ich da und werde dich töten.«

Darauf hatte die Mumie gewartet. Töten wollte er sie. Beide verfolgten den gleichen Plan. Zwei Seelen konnten nicht nebeneinander existieren, das war unmöglich. Eine war zuviel. In den nächsten Minuten sollte sich das ändern.

Der Widerhall eines Außenborders schwang über das Wasser,

erreichte das Ufer und wurde auch von der Mumie vernommen.
Ein Zittern durchlief die schwere unförmige Gestalt, denn die Mumie konnte es kaum erwarten, bis sie ihrem zweiten Ich gegenüberstand.
Das Boot erschien aus der Dunkelheit. Es zog ein helles schäumendes Dreieck hinter dem Heck her, und wenige Sekunden später hatte der Gummiwulst des Bugs Kontakt mit dem Ufer.
Er schrammte über den Kies und die Steine.
Der Motor verstummte.
Wie ein Denkmal stand die Mumie da und wartete darauf, daß Radamar aus dem Boot stieg…

***

Wir waren von Bord gehetzt und hatten sofort mit der Flußpolizei Kontakt aufgenommen. Die Männer dort kannten mich, denn nicht zum erstenmal arbeiteten wir zusammen.
Sie bekamen von mir eine etwas ungenaue Beschreibung, denn ich hatte in der Dunkelheit nur erkannt, daß Radamar mit einem motorisierten Schlauchboot geflüchtet war, mehr nicht.
Bis auf die Beretta hatte ich meine Waffen zurückbekommen. Die Pistole wollte ich mir wiederholen, wenn ich Radamar gegenüberstand. Und daß dies noch in der nächsten Stunde der Fall sein würde, daran hegte ich ebensowenig Zweifel wie meine Freunde. Inzwischen hatte ich mich mit einer Ersatz-Beretta versorgt und auch den Bumerang eingesteckt, der sich lange Zeit über in den Händen meines Feindes Dr. Tod befunden hatte.
Wir warteten.
Die Zeit verkürzten wir uns damit, indem Kara und Myxin die Hintergründe um die Mumie und ihre Beziehung zu Anubis, dem Totengott, erhellten.
Ich hörte aufmerksam zu, denn mit der Mythologie der alten Ägypter hatten wir bisher wenig zu tun gehabt. Wenn sie nun auch hinzukam, dann sah ich wirklich schwarz.
Zum Glück jedoch arbeiteten Myxin und Kara dagegen. Die beiden gaben sich große Mühe bei ihren Forschungen, denn sie suchten nach Wegen, wie die Magie der Großen Alten gestoppt werden konnte. Zudem beschäftigte sich Myxin mit einer Forschungsaufgabe, die den gefährlichen Horrornebel des Dr. Tod eliminieren sollte.
Ich hoffte nur, daß er es schaffte. Auch erzählte ich von dem Anruf, der mich erreicht und erst auf die Spur gebracht hatte.
»Wer kann das gewesen sein?« erkundigte sich Suko.
»Wahrscheinlich der Kapitän.«
»Aber warum?«
Ich hob die Schultern. »Er fühlte sich unterlegen und bezeichnete sich als einen Joker…«

Kara schüttelte den Kopf. »Ich denke da eher an die Mumie, die dich als Hilfe haben wollte.«

»Und weshalb?«

»Weil die anderen sehr stark sind. Allein wäre sie gegen ihre Feinde nicht angekommen. Du solltest die Kastanien für sie aus dem Feuer holen, das ist es. Und du hast es auch geschafft.«

Ich grinste. »Bestimmt nicht. Ihr wart doch diejenigen, welche…«

»Das Telefon«, sagte Suko dazwischen.

Sofort nahm ich ab und hatte Verbindung mit einem Boot der River Police. Gespannt hörte ich mir die Meldung an, wartete, bis der Beamte zu Ende gesprochen hatte und bat um ein schnelles Boot.

»Ist schon unterwegs, Sir.«

»Fantastisch. Unseren Standort kennen Sie?«

»Ja, halten Sie sich bereit.«

Die anderen schauten mich fragend an, obwohl jeder ahnte, was geschehen war. Ich gab ihnen mit meiner Erklärung den endgültigen Beweis für die Vermutungen.

»Man hat das Boot gesichtet. An der Tower Bridge.«

Suko staunte. »So weit.«

»Und die Mumie?« fragte Myxin.

Ich hob die Schultern. »Davon hat mir der Beamte nichts erzählt. Er berichtete allerdings davon, daß das Boot beigedreht habe und in Richtung Nordufer gefahren sei.«

»Das ist der Tower«, meinte Suko. »Genau.«

»Werden wir abgeholt?« fragte Kara.

Ich nickte, schaute auf meine Uhr, und plötzlich verging mir die Zeit viel zu langsam…

***

Eine Welle rollte heran griff wie mit gierigen Fingern unter das schmale Boot, hob es hoch und zog es wieder zurück auf den Fluß, wo die Wellen abermals anrollten und es wieder auf den steinigen Untergrund schoben.

Das alles kümmerte Radamar nicht. Er hatte sein Schlauchboot bereits verlassen und schritt das steinige, etwas schräg laufende Ufer hoch. Schrecklich sah er aus. Auf seinen Schultern saß der Kopf eines Schakals. Ein graues Fell überwucherte seine Haut.

Aus dem Fell leuchteten zwei kalte Augen, und als er jetzt stehenblieb, da trat plötzlich eine Verwandlung ein.

Die Mumie — nur drei Schritte entfernt — konnte mit ansehen, wie das Fell zusammenschrumpfte, die Haut darunter zum Vorschein kam und sich die Umrisse eines Gesichtes herausbildeten.

Eines uralten Gesichts, mit einer dünnen Haut, die sich scharf über die Knochen spannte und bei der man jeden Augenblick mit einem

Wegplatzen rechnen konnte. Die Augen lagen sehr tief in den Höhlen. Sie erinnerten an Kugeln. Die schwarze Kleidung schlotterte um den Körper des Kapitäns, die schlohweißen Haare fielen wirr bis in den Nacken der schaurigen Gestalt.

Das war der echte Radamar, beseelt vom Geist des unheimlichen Totengottes Anubis. Und so kannte ihn die Mumie auch, denn sie kannte sich und sie sah in ihrem Gegenüber sich selbst.

So genau hatte sie vor 4000 Jahren ausgesehen. Die Zauberkräfte des Totenreichs hatten es ermöglicht, daß Radamar dieses Aussehen auch in der heutigen Zeit behielt, wobei er noch die Gabe besaß, sich zu verwandeln. Und der Mumie wurde klar, daß sich Anubis ihrem zweiten Ich voll und ganz zugewendet hatte, denn nur vom ihm hatte Radamar die Kraft bekommen, die nötig war, um zu überleben.

Zwei gleiche Seelen und zwei Körper. Aber einer nur sah so aus wie der Originalkörper.

Radamar ging an Land. Seine Schritte waren im Rauschen der Wellen nicht zu hören. Er streckte seine Arme aus, wobei ein dumpfes Lachen aus seinem Mund drang.

Siegerlachen!

»Ich habe die Kraft des Totengottes. Ich bin das zweite Ich, und ich bin gekommen, um dich, das erste Ich, zu vernichten. So will es der Herr des Totenreichs, und ich werde seinen Befehlen Folge leisten, denn allein seine Kraft hat mir die Beständigkeit und das Leben gegeben.« Abermals lachte er und schaute auf die glühenden Augen der Mumie.

Sie hatte sich die Worte genau angehört. Dann schüttelte sie ihren bandagierten Schädel, auf dem noch immer die Nässe glänzte, reckte sich in den Schultern und wuchtete ihren schweren Körper vor.

Der Kampf begann!

***

Wir jagten über das Wasser.

Ich hatte das schnellste Polizeiboot bestellt, das der River Police zur Verfügung stand. Trotzdem kam es mir noch zu langsam vor, denn ich ahnte, daß wir zu spät kommen würden. Sicherlich hatten sich die beiden Gegner gefunden. Und sie würden kämpfen, daran gab es keinen Zweifel. Eiskalt waren sie, und nur einer konnte überleben. Aber wir wollten, daß keiner überlebte.

Weder das eine, noch das andere Ich. Jedes sollte vernichtet werden, denn sie stellten eine ungeheure Gefahr für die Menschen dar.

Wir hielten uns am Bug des Bootes auf. Es zerschnitt die Wellen der Themse und schleuderte hohe Gischtstreifen rechts und links des Bootes in die Höhe, die, bevor sie zusammenfielen, uns mit einem kalten Regen übersprühten.

Unsere Blicke bohrten sich in die Dunkelheit. Wir hatten ein Nachtglas bekommen, das Suko und ich abwechselnd gegen die Augen preßten und die Wasseroberfläche absuchten.
Mehrere Brücken hatten wir bereits passiert. Wir fuhren am Billingsgate Market vorbei, passierten Custom House und sahen ein Stück weiter am anderen Ufer den Anlegeplatz des großen Passagierschiffes Belfast.
Ich gab Suko wieder das Glas. »Die Brücke sehe ich bereits«, erklärte er.
»Dann schau mal nach links.« Ein Seemann hätte ja backbord gesagt, aber ich fühlte mich trotz der Planken unter meinen Füßen immer noch als Landratte.
Suko drehte den Kopf. Da er die schärfsten Augen besaß, hatte ich ihm das Glas überlassen. Der Inspektor suchte das Ufer ab.
Auf der nahe an der Themse herführenden Straßen sahen wir hin und wieder die huschenden Scheinwerfer eines Autos.
Und dann hatte Suko Erfolg. »Ich habe sie!«
»Wo?«
»Direkt am Tower und auch dicht an der Brücke.«
»Was ist mit ihnen?«
»Die kämpfen. Und wie.«
»Das hatte ich mir gedacht«, sagte Myxin hinter uns trocken.
Ich ließ beidrehen…

***

Die Mumie rammte beide bandagierten Pranken nach unten.
Radamar wollte noch ausweichen, doch der in Bandagen eingewickelte Körper war zu schnell.
Der Kapitän bekam die Schläge gegen den Rücken, und die Wucht schleuderte ihn auf die Steine am Ufer. Wie die Krallen eines Geiers reagierten dabei seine Finger. Sie umklammerten zwei Steine, und als die Mumie abermals zuschlagen wollte, da spritzte Radamar hoch und drosch seine beiden mit Steinen gefüllten Hände gegen den bandagierten Schädel seines Gegners.
Es gab ein dumpfes Geräusch, und die grauenvolle Mumie begann leicht zu wanken.
Radamar aber schrie voller Siegesfreude auf. Er blieb an dem Monstrum, ließ die Steine fallen, packte sofort danach zu, und es gelang ihm, vier Finger unter die eng gewickelten Bandagen zu schieben und daran zu zerren.
Er setzte große Kräfte ein und schaffte es, die Bandagen vom Körper loszureißen.
Plötzlich hielt er zwei von ihnen in den Händen, wobei eine noch so brüchig war, daß sie riß. Das machte ihm nichts aus, er ließ sie fällen

und stürmte gegen die Mumie.

Die traf mit einem Hammerschlag seinen Kopf. Ein Mensch wäre erledigt gewesen, nicht so Radamar, ihn stachelte der Gegenangriff nur noch mehr an und zerrte weiter an den nassen Tüchern.

Radamar wußte genau, wie er seinen Gegner besiegen konnte.

Wenn er die Bandagen abriß, dann war die Mumie wehrlos, und sein Knie rammte er ebenfalls in den nassen Leib.

Die Mumie verlor das Gleichgewicht. Zudem lief das Ufer zu einem Hang hoch, es war schwierig, das Gleichgewicht zu halten, und Radamar wurde von der fallenden Mumie mitgerissen.

Er krachte auf sie.

Für einen Moment verlor er die Übersicht. Das nutzte die Mumie aus. Unter der Kopfbandage drang ein grunzender Laut hervor, und die Augen glühten jetzt noch stärker, ein Zeichen, daß dieses Monstrum zu allem entschlossen war.

Radamar fühlte sich gepackt. Er spürte die Pranken am Rücken, merkte, daß sie wanderten und plötzlich seine Hüften umklammert hielten. Dann wuchtete die Mumie ihn hoch. Das geschah so schnell, daß sich Radamar kaum wehren konnte. Er strampelte mit Armen und Beinen, wirkte wie ein auf dem Rücken liegender hilfloser Käfer und konnte auch nichts tun, als er wuchtig nach vorn geschleudert wurde — und zwar auf das Wasser zu.

Fast hätte er sich in der Luft noch überschlagen, ein krächzender Schrei drang aus seinem Mund, dann klatschte das Wasser über ihm zusammen, und er war erst einmal verschwunden.

Die Mumie richtete sich auf. In Fetzen hing ein Teil der Bandagen von ihrem monströsen Körper herab, und sie wußte auch, daß es für sie tödlich enden konnte, wenn es ihrem Gegner gelang, noch weitere Tücher abzureißen.

Mit einer ans Ufer rollenden Welle kam auch Radamar. Er hatte sich sehr schnell wieder erholt. In seiner Kleidung hatte sich das Wasser festgesaugt, seine weißen Haare klebten auf dem Schädel und bildeten dort eine helle glänzende Fläche.

Haß und Vernichtungswillen leuchtete in seinen Augen, als er an Land kroch. Dabei, ging er auf allen vieren, eine tropfnasse Gestalt, die sich über die Steine schob, so daß diese aneinander schabten.

Er wollte den Sieg!

Und er hatte eine Waffe.

Als er im Wasser lag, da war ihm eingefallen, daß er noch die Beretta dieses Polizisten besaß. Mit Kugeln konnte er die Mumie nicht töten, aber sie vielleicht schwächen.

Sein Grinsen wurde diabolisch. Ja, das Schicksal hatte gut die Weichen gestellt. Anubis, der Totengott, war die Person im Hintergrund, die die Fäden zog. Er hatte es so geschickt angestellt,

daß beide Gegner zusammen auf ein Schiff kamen und sich zwangsläufig bekämpfen mußten. Radamar war siegessicher. Er kniete noch auf den Steinen, als er bereits seinen rechten Arm anhob, für die Zeitspanne von einer Sekunde zielte und dann feuerte.

Das Wasser hatte der Waffe nichts ausgemacht. Der Schuß klang ziemlich trocken, und ein puffendes Geräusch entstand, als die Kugel in den Körper der Mumie jagte.

Sie stanzte ein Loch!

Noch einmal schoß Radamar und dann wieder.

Drei Kugeln, aus Silber und geweiht, jagte er in den Balg des vor ihm stehenden Monstrums.

Die Mumie stieß ein wildes Röhren aus. Sie riß die Arme hoch, drehte sich und torkelte vor, wobei sie die Richtung einschlug, die zur Brücke führte.

Das sah nach Flucht aus!

Und die wollte Radamar verhindern. Sie sollte nicht entkommen, sondern vernichtet werden!

Die Mumie wandte ihm den Rücken zu. Sie lief taumelnd, und die nassen Bandagenfetzen umflatterten ihren Körper, bevor sie gegen ihn klatschten und kleben blieben.

Wieder schoß Radamar.

Diesmal jagte er die Kugel in den Rücken der Mumie, die aber ihre sämtlichen Kräfte mobilisierte und auf den Beinen blieb.

Radamar sah ein, daß er so nichts erreichen konnte. Er mußte an seinen Gegner heran und ihn im direkten Nahkampf besiegen.

Eine andere Chance gab es für ihn nicht.

Er feuerte nicht mehr, sondern nahm die Verfolgung auf. Radamar war wesentlich schneller als sein Gegner, der groß und wuchtig vor ihm hochwuchs. Er erreichte die Mumie noch bevor sie den großen Brückenpfeiler berühren konnte.

Radamar sprang ihr in den Rücken. So wuchtig und hart, daß sich die Mumie nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zu Boden fiel.

Der Kapitän brüllte vor Freude auf. Jetzt hatte er seine Chance.

Als die Mumie auf den Rücken rollte, um den Gegner anzugreifen, da reagierte Radamar gedankenschnell. Er senkte seinen rechten Arm und preßte die Mündung der Waffe in den Schlitz zwischen zwei Bandagen, wo das linke Auge rot leuchtete.

Er drückte ab.

Die geweihte Silberkugel hieb durch das Auge in den Schädel und zerstörte es, denn aus der Öffnung spritzte eine graugrüne schleimige Flüssigkeit hoch, die fast noch das Gesicht des Kapitäns getroffen hätte, doch er zog im letzten Moment den Kopf ein.

Die Mumie drehte durch.

Sie wand sich auf dem Boden, schlug um sich, traf ihren Gegner auch, doch Radamar hielt eisern fest. Zudem war es ihm gelungen, seine Finger unter die Kopfbandagen zu schieben, und mit einem gewaltigen Kraftakt riß er nicht nur zwei breite Tücher weg, er fetzte sie auch voller Wut auseinander, so daß ein Teil des Kopfes frei vor ihm lag. Es war die Seite mit dem zerstörten Auge.

Der mumifizierte Schädel sah schrecklich aus. Besonders in der Nähe des Auges, wo die Kugel aus der Beretta ein sehr großes Loch gerissen hatte.

Der Kopf oder das Gesicht schimmerte gelblich grün. Die Haut war zusammengefallen, eingeschrumpft, erinnerte an dunkles Leder, und es grenzte an ein Wunder, daß die einzelnen Fetzen noch zusammenhielten und nicht zerstört waren.

Das Auge, in das Radamar die Kugel gesetzt hatte, war ausgelaufen. Nur noch letzte Tropfen hingen darin, der Rest hatte sich auf der linken Gesichtshälfte verteilt.

»Und ich schieße dir auch das andere Auge aus!« keuchte Radamar. Er setzte die Waffe wieder an.

Diesmal jedoch hatte die Mumie aufgepaßt. Als sich der Finger um den Abzug krümmte, da nickte ihr Kopf zur Seite, gleichzeitig zog sie ihr Knie an und stemmte sich gegen den Gegner.

Radamar wurde weggeschleudert. Er drückte zwar noch ab, doch die Kugel fehlte. Sie streifte nicht einmal den Kopf der Mumie, prallte von einem Stein ab und jaulte als Querschläger davon.

Die Mumie rollte sich zur Seite. Sie hatte wieder etwas Zeit gewonnen, so daß es gelang, auf die Beine zu kommen. Aber sie war schwer angeschlagen. Ein Auge hatte man ihr aus dem Schädel geschossen, es war ein Lebensnerv gewesen, und was die übrigen Silberkugeln nicht geschafft hatten, das gelang diesem einen Treffer.

Er begann mit seiner Zerstörungsaktion. Die linke Gesichtshälfte zog sich noch mehr zusammen, die Haut fiel auseinander, wurde dabei zu Klumpen, die von der Erdanziehung erfaßt, in Richtung Boden gezogen wurden.

Allmählich verschwand die linke Gesichtshälfte der Mumie. Es entstanden regelrechte Löcher im Kopf, aus denen eine widerliche Masse quoll, die gar nicht aufhören wollte und auch dafür sorgte, daß die Zersetzung weiter fortgeführt wurde.

Radamar stand da und lachte. Er konnte sich überhaupt nicht beruhigen. Das andere Ich hatte gewonnen.

Anubis war doch der Größte!

***

Dieses Lachen hörten auch wir.

Wir hatten uns wirklich beeilt und leider nur den Kampf durch die

Gläser beobachten können, weil wir einfach zuviel Zeit brauchten, um an das Ufer zu gelangen.

Was sich auf dem Wasser abspielte, darum kümmerten sich die beiden kämpfenden Parteien nicht. Sie waren mit sich selbst beschäftigt, so daß es uns gelang, ziemlich nahe an das Ufer heranzukommen, dann allerdings mußte das Boot beidrehen, da nicht mehr genügend Wasser unter dem Kiel floß.

Mit einem gewaltigen Satz sprang ich über Bord. Ich hatte den anderen kein Zeichen gegeben, meine Wut und mein Zorn auf Radamar waren zu groß.

Ich wollte ihn packen.

Leider schaffte ich es nicht, bis ans Ufer zu springen, ich landete vorher im Wasser, das hoch aufspritzte und bis an meine Hüften reichte.

Anlaufende Wellen schoben mich voran, und ich kämpfte mich dem flachen Ufer zu.

Was hinter mir geschah, kümmerte mich nicht. Ich hatte noch mitbekommen, daß jemand ins Wasser gesprungen war, drehte mich jedoch nicht um, war allerdings froh, Rückendeckung erhalten zu haben.

Die Mumie lag am Boden. Wir hatten auch die Schüsse gehört.

Am Klang erkannte ich meine Beretta. Sie war von Radamar mitgenommen worden.

Endlich stand ich auf dem Trockenen. Der Kampf spielte sich rechts von mir ab, beide Gegner waren wegen der Dunkelheit nur undeutlich zu erkennen, ich mußte näher an sie heran, wenn ich etwas erreichen wollte.

Mit großen Schritten stürmte ich vorwärts. Man hörte mich nicht, aber ich sah, wie Radamar zurückgeschleudert wurde.

Als er sich erhob, rief ich ihn an. Gewaltig, wie schnell er reagierte. Er kreiselte herum, sah mich und mußte auch meinen Bumerang erkennen, den ich während des Laufs gezogen hatte.

Damit wollte ich ihn packen.

Noch in der Bewegung feuerte er. Ein Fehler, denn er hatte viel zu überhastet geschossen. Die Silberkugel jaulte an mir vorbei.

Ich sprang trotzdem zur Seite, holte weit aus und schleuderte die silberne Banane, wie der Bumerang von uns spöttisch genannt wurde.

Er ging auf die Reise.

Und wie er das machte. Radamar sah ihn wohl, wollte auch noch weg, aber der Bumerang war zu schnell. Mit tödlicher Genauigkeit fand er sein Ziel.

Es war der Hals des Wesens. Radamar wurde geköpft!

Ein scheußlicher Anblick, wie sein Torso noch für einen Moment dastand, nach vorn kippte und zu Boden fiel.

Der Kopf fiel zu Boden, rollte auf der schrägen Uferbefestigung dem Wasser zu und würde von den heranlaufenden Wellen überspült, bevor ein hochkant stehender Stein ihn stoppte.

Weiße Augen glotzten mich starr an, bevor sie trübe wurden und ebenso zerfielen wie der Schädel, dessen Staub vom Themsewasser davongetragen wurde.

Und die Mumie?

Als ich neben ihr stand, da sah ich, daß sie keinen Kopf mehr hatte. Nur noch ein Auge glühte.

Dafür nahm ich den Dolch.

»Na ja«, hörte ich neben mir die Stimme meines Freundes Suko. »Dann hätten wir mal wieder einen Sieg errungen.«

Mein Grinsen fiel schief aus, als ich erwiderte: »Und das wurde auch verdammt Zeit.« Ich schaute hinüber zum Boot, sah das Winken der anderen und grüßte zurück.

Die Welt war mal wieder für uns in Ordnung. Fragte sich nur, wie lange…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 216 »Der Ripper kehrt zurück«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 219 »Lupinas Sohn«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 115 »Invasion der Riesenkäfer«